universität wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Fußball in der deutschsprachigen Literatur bis zur Zwischenkriegszeit

verfasst von

Hannes Gaisberger

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 332
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Diplomstudium Deutsche Philologie
Betreuer:	Univ.- Prof. Dr. Roland Innerhofer

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 3

Kapitel Eins: Beleuchtung des distanzierten Verhältnisses Sport – Literatur

a) Körper und Geist: Dichotomie oder sich ergänzende Teile des Ganzen? 6

b) Sport und Intellektuelle 11

c) Ist Sport Kultur? 12

d) Sport und Literatur 15

Kapitel Zwei: Kulturhistorische Betrachtung des Fußballs

a) Anfänge des Fußballs 20

b) Weiterentwicklung in England 22

c) Internationale Verbreitung, patriotische Misstöne 23

d) Gesellschaftsgeschichtliche Betrachtung der Gründerzeit des Fußballs 25

Kapitel Drei: Fußball in der Literatur

a) Grundlegende Betrachtungen 27

b) „Zitate-Problematik“ 30

c) Ästhetisierung der Ästhetik 32

d) Einteilung 33

Kapitel Vier: Texte

a) Erste Spuren 35

b) Karl Planck: Fußlümmelei 38

c) Sport in den „Golden Twenties“ 47

d) Sport versus Theater am Beispiel Bertolt Brecht 49

e) Joachim Ringelnatz: Turngedichte/Fußball (nebst Abart und Ausartung) 52

f) Melchior Vischer: Fußballspieler und Indianer 61

g) Ödön von Horváth: Sportmärchen / Legende vom Fußballplatz 73

h) Kabarett, Feuilleton 82

Fazit 90

Literaturverzeichnis

a) Primärliteratur 92

b) Sekundärliteratur 93

Anhang 96

Einleitung:

„Sinnloser als Fußball ist nur noch eins: Nachdenken über Fußball."[1] Martin Walsers Zitat bedient das alte Klischee vom sportfeindlichen Geistesarbeiter, das sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts festsetzen konnte. Sport und Kultur standen sich als scheinbar völlig wesensfremde Sphären nichtssagend gegenüber, was sich bis in den Bereich der Germanistik durchgeschlagen hat. Als die Zeitschrift „Der Deutschunterricht" 1998 ein ganzes Heft unter dem Thema „Fußball – Medien – Kultur" veröffentlichte, schien sich der Herausgeber einleitend zu einer Rechtfertigung gezwungen:

> *Tradierte sprach- und literaturwissenschaftliche Fragen erfassen längst nicht mehr alle Problemfelder des Faches Deutsch, vielleicht nicht einmal mehr seine wichtigsten. Der mediale Alltag [...] hat sich von den herkömmlichen Gegenstandsbereichen der Germanistik so weit entfernt, dass eigentlich ein Goethe-Heft unter stärkerem Recht- fertigungsdruck stehen müsste als das vorliegende!*[2]

Die Konstellation sollte sich um die Jahrtausendwende grundlegend ändern. Als Deutschland 2006 die Fußball-Weltmeisterschaft beherbergte und zwei Jahre später Österreich und die Schweiz die Europameisterschaft, stand der deutschsprachige Raum im Bann der (medial geschürten) Fußballbegeisterung. Das fand auch in der literarischen Produktion seinen Niederschlag. Denn globale Verbreitung und mediale Allgegenwart haben Fußball „satisfaktionsfähig" gemacht. Dazu ist der Kulturbegriff definitorisch nicht mehr die feste Burg von einst. Fußball findet sich in Texten vieler namhafter Autoren von Peter Handke bis Friedrich Christian Delius verarbeitet. Doch trotz dieser günstigen Voraussetzungen warten die deutschsprachigen Literaturkritiker noch auf „den" großen Fußballroman. Manche Vertreter der Zunft sprechen dem Ballsport gar die Literaturfähigkeit ab.

Und dennoch gibt es sie, die deutschsprachige Fußballliteratur. Eine erste Blütezeit gab es zwischen den zwei Weltkriegen, als der Fußball begann, sich durch geradezu explosiv wachsende Zuschauerzahlen zum Volkssport zu mausern. Es entstand eine ansehnliche Menge an Texten mit Fußballbezug, zuerst in Deutschland und – wieder einmal – mit et-

[1] Walser, Martin: Zit. nach: Caysa, Volker (Hrsg.): Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung. Leipzig: Reclam 1996, S. 123

[2] Krauss, Hannes: Fuß und Kopf. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 4f., hier: S. 4

was Verspätung auch in Österreich. Die Texte bis zum Jahr 1930 werden im Zentrum dieser Diplomarbeit stehen, alles darüber hinaus würde den Rahmen sprengen.

Die Kernfrage der Arbeit lautet: Wie haben die Autoren das scheinbar so heikle Thema Fußball in ihre Texte eingearbeitet?

Welche Erfahrungen vermittelt der Ballsport, welche Funktion übernimmt er im Text? Es soll gezeigt werden, was der Fußball unter bestimmten Voraussetzungen in der jeweiligen Zeit für die Autoren leisten konnte. Die Berücksichtigung des gesellschaftlichen Stellenwerts des im damaligen Mitteleuropa noch relativ jungen Sports soll bei der Textanalyse helfen.

Zu vielen Texten gibt es kaum oder gar keine Sekundärliteratur. Die wenigen Standardarbeiten zu dem Thema, wie von dem noch zu zitierenden Mario Leis, handeln oftmals Sport im Allgemeinen ab. Andere nehmen das scheinbar halbseidene Sujet Fußball auf die leichte Schulter und hangeln sich mit Anekdoten von Seite zu Seite. Es soll hier versucht werden, eine sachliche und möglichst vollständige Abhandlung der Werke der betreffenden Zeit zu liefern.

Wieso scheint das Klima zwischen dem Sport und der Literatur – in diesem Fall als Repräsentantin der „Geisteswelt“ – so angespannt zu sein? Um diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, muss man zuerst einen Blick auf das Verhältnis von Körper und Geist werfen. Sind diese Begriffe wirklich ein Gegensatzpaar oder gehört das eine zum anderen? Erst wenn geklärt ist, wieso viele Autoren eine skeptische bis negative Einstellung zum Sport - vor allem zum einstigen „Proletensport“ Fußball – haben, kann das Verhältnis Fußball – Literatur sinnvoll untersucht werden.

Im zweiten Kapitel wird ein Blick auf die Geschichte des Fußballs geworfen, auf seinen gesellschaftlichen Status, seinen Siegeszug durch Europa. Und auch darauf, welchen Widerständen er sich gegenübergestellt sah.

Danach folgen grundlegende Betrachtungen zum Thema „Fußball in der Literatur“. Der Fußball bietet den Autoren eine großzügige Angriffsfläche. Doch welchen Problemen haben sie sich zu stellen? Anhand zweier konkreter Beispiele soll gezeigt werden, wie Fußball in die Literatur übertragen wird. Darauf folgt eine Einteilung der Textsorten.

Schließlich wird anhand der Textbeispiele die Frage gestellt, wie der Fußball in den Texten vorkommt. Welche Funktion hat der Fußball, welche Erfahrungen vermittelt er? Lässt sich eine persönliche Haltung des Autors aus dem Text herauslesen?

Im Fazit hoffe ich Antworten auf diese Fragen bieten zu können und einen kleinen Überblick darüber geben, wie literaturfähig Fußball nun wirklich ist.

Kapitel Eins: Beleuchtung des distanzierten Verhältnisses Sport - Literatur

a) Körper und Geist: Dichotomie oder sich ergänzende Teile eines Ganzen?

In seinem Nachruf auf den legendären Fußballspieler Matthias Sindelar (1903 – 1939) huldigte Alfred Polgar dem Verstorbenen unter anderem mit den Worten *„er hatte sozusagen Geist in den Beinen“*[3]. Das ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Er wies damit auf eine außergewöhnliche technische Begabung hin, die Sindelar zu einer derart variantenreichen Spielweise befähigte, dass ihn Polgar an anderer Stelle mit Schachmeistern verglich. Andererseits deutete das verlegene „sozusagen“ aber auch an, dass sich hier der Geist an einem Ort befand, an dem er normalerweise nichts verloren zu haben scheint: in den Beinen, und damit im Körper.

Die vorurteilsbehaftete Beziehung zwischen Körper und Geist ist allseits wohlbekannt: Unglückliche Aussprüche von vor Reportermikrofonen gezerrten ausgelaugten Profisportlern müssen als Beweis für ihre angebliche geistige Unzulänglichkeit herhalten. Umgekehrt gibt es das Klischee des körperlich degenerierten Intellektuellen, des unsportlichen Brillenträgers. Alles in allem also keine guten Voraussetzungen, um zwischen diesem scheinbaren Gegensatzpaar Bezüge herzustellen.

Mit dem Motto „mens sana in corpore sano“ beendete 1866 Emile Zola seinen mit „Literatur und Leibesübungen“ (La Littérature et la Gymnastique) betitelten Aufsatz, inspiriert von der Lektüre eines gleichnamigen Gymnastikbuches. Zola beklagte darin, dass die menschliche Maschine nicht mehr richtig funktioniere, weil die Nerven und das Gehirn überbeansprucht werden, während der Körper verfalle. Damit sei das notwendige Gleichgewicht zwischen Körper und Geist gestört. Abzulesen sei das Ganze an den zeitgenössischen literarischen Produkten:

> *Es ist klar, dass jedes Werk ein Kind des Geistes ist und seinem Schöpfer ähneln muss. Entsprechend bringt der Zustand der Krisis oder der ruhigen Gesundheit des*

[3] Polgar, Alfred: Abschied von Sindelar. In: Pariser Tageszeitung, 25. 1. 1939, S. 3

> *Geistes entweder ein ruhiges oder ein leidenschaftliches Werk hervor. Die klassischen Perioden treten ein, wenn Blut und Nerven gleiche Kraft haben und daher maßvolle und ausgewogene Naturen heranbilden. Wenn aber die Nerven oder das Blut überwiegen, so entstehen Werke von urwüchsig-frischen Naturen oder von tollen Geistern. Studieren sie unsere zeitgenössische Literatur, und Sie werden in ihr alle Folgen der Neurose sehen, die unser Jahrhundert erschüttert.*[4]

Er äußerte sich zwar auch positiv über diese Literatur, lobte ihre großen Gefühle, sah darin aber gleichzeitig ein Anzeichen für den verheerenden Zustand der Volksgesundheit. Die Balance zwischen Körper und Geist sei gestört:

> *Die Krankheit entsteht aus der Tatsache, dass der Körper zugunsten der Nerven vernachlässigt wird. Wenn unsere Werke so sind, wenn unser Geist sich erhitzt, dann nur, weil wir unsere Muskeln verweichlichen lassen. Das Mittel dagegen liegt in der Heilung des Körpers, in dessen verständiger und kräftigender Pflege. Unser Gehirn entwickelt sich durch zuviel Übung. Üben wir auch unseren Körper, und nach und nach wird sich das Gleichgewicht wieder herstellen.* [5]

Zola stellte in seinem Text den Stellenwert der Körperlichkeit in den verschiedenen Kulturperioden dar. Nach einer Blütezeit im alten Griechenland und einem beginnenden Verfall bei den Römern hat der eigentliche Bedeutungsverlust der Körperlichkeit im Mystizismus begonnen: *„Dann kommt der Mystizismus, die Verachtung des Körpers, und die Muskeln erschlaffen in der Ekstase. Es ist eine furchtbare Reaktion gegen die Verehrung des Körpers im ersten Zeitalter.“*[6] Von einer gewissen Körperfeindlichkeit des Christentums sprachen auch andere Autoren, wie Max Scheler 1927 in der Schrift „Resublimierung und Sport“ *„von den einseitigen asketisch-spiritualistischen Idealen [...], die sich seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung immer mehr gesteigert hatten.“*[7]

Mario Leis, dessen Dissertation „Sport in der Literatur“ aus dem Jahre 1998 ein moderner Klassiker zum Thema Sport und Literatur geworden ist, sieht das Verhältnis Körper und Geist bereits im 18. Jahrhundert eine problematische Entwicklung nehmen. Es sei *„nicht zu leugnen, dass die Körperlichkeit unter dem Rationalitätsdruck an Boden verliert;“*[8] Leis

[4] Zola, Emile: Zit. nach: Schwarz, Karl (Hrsg.): Dichter deuten den Sport. Bd. 2: Ausländische Dichter. Schorndorf: Hofmann 1967, S. 12
[5] Ebd., S. 14
[6] Ebd., S. 16
[7] Scheler, Max: Zit. nach: Caysa, Volker (Hrsg.): Sportphilosophie. Leipzig: Reclam 1997, S. 29
[8] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 134

zitiert aus dem Aufsatz „Wahlverwandtschaften“ von Karl Ludwig Pfeiffer, wonach die Körperlichkeit in Folge eine Nische benötigte, sie *„bedarf einer vermittelnden Instanz, welche die […] Probleme abfängt. Diese Instanz liefert für lange Zeit der Seelenbegriff. Die literarische Positivierung der Seele absorbiert Körperlichkeit.“*[9] Damit lässt sich die Körper-Geist-Problematik zwar übertünchen, aber nicht auflösen:

> *Der Dualismus […] wird bis heute als kulturelle Last mitgeschleift: Der Mensch wird als ein widersprüchliches, zwischen zwei Polen oszillierendes Wesen verstanden. Er hat an der Vernunft – als animal rationale – ebenso Anteil wie an den Vitalitätsketten des Leibes.*[10]

In eine ähnliche Kerbe wie Zola schlug der Erzähler und Kulturphilosoph Frank Thiess, der in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Schriften zum Thema Sport veröffentlichte. In „Zweierlei Sport“ aus dem Jahre 1928 verurteilte er die alten Vorurteile und trat für eine fruchtbare Verbindung von Körper und Geist ein:

> *Es wird nötig sein, in der Schule den Kindern einzuprägen, dass Körper und Geist Correlativa sind, die durch ihre Beziehung aufeinander erst Wert erhalten. Daß Schönheit nicht mit Eitelkeit und Dummheit ein Trifolium zu bilden braucht, sondern mit Zucht und Geist zusammengehört; wie auch umgekehrt Geist nicht als Entschuldigung für körperliche Verkümmerung und Leibesangst zu dienen hat, sondern seinem Träger, dem Körper, verpflichtet ist. Nichts ist törichter als ein Gelehrter, der über die Schönheit eines trainierten Körpers verächtlich die Achseln zuckt. Nichts trostloser als ein großer Sportsmann mit versacktem Hirn.*[11]

Thiess war überzeugt, dass *„die Selbsterziehung des Körpers zu einer Selbstzucht des Geistes und Veredlung der Instinkte führt.“*[12] Er strebte die Auflösung der Gegensätze von Körper und Geist in einer höheren Einheit an. Zur Verwirklichung dieses Ziels wollte er eine neue Körperkultur unter Miteinbeziehung der geistigen Welt schaffen. Der Sport sollte für die Kunst in den Dienst genommen werden. Mithilfe eines durchtrainierten Körpers wollte Thiess die geistige Leistungsfähigkeit und Konzentration steigern, so wie er dies in dem Artikel „Dichter sollen boxen“ (1926) skizzierte:

---

[9] Pfeiffer, Karl-Ludwig: Zit. nach: Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 134
[10] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 134
[11] Thiess, Frank: Zit. nach: Schwarz, Karl (Hrsg.): Dichter deuten den Sport. Bd. 1: Deutsche Dichter. Schorndorf: Hofmann 1967, S. 19
[12] Ebd., S. 20

> *Denn so wie andere sich an ihr Bier oder Kaffee oder Zigaretten gewöhnt haben, so habe ich mich daran gewöhnt, mindestens eine halbe Stunde am Tage [...] im Winter und Sommer nackt meine Übungen zu machen. [...] Ich arbeite am Schreibtisch doppelt so leicht wie früher, ohne merkliche Ermüdung, ohne jähe Kurven von Lust und Unlust und mit neuem Vergnügen an der Existenz selbst.*[13]

Entspannt man seinen Geist durch Anspannung des Körpers, indem man sämtliche Konzentration auf die Bewegungsübungen legt, hätte man danach mehr Elan für geistige Tätigkeiten. So könnte man Thiess' Aufforderung an die Literaten in etwa deuten. Er kritisierte damit gleichzeitig die Einstellung vieler Intellektueller seiner Zeit zum Sport, die, so wie etwa Brecht, zwar grundsätzlich sportlich interessiert waren, jedoch lieber zusahen und selbst in verrauchten Cafés saßen. Thiess meinte, dass derartige Zerstreuungen dem Geist abträglich seien, da die Eindrücke in derartiger Umgebung erst recht wieder die Nerven reizen und für die Konzentration schädlich sind.

Natürlich waren nicht alle Schriftsteller begeistert, von Thiess derart belehrt und in die Pflicht genommen zu werden. Noch im selben Jahr entgegnete Bertolt Brecht in seinem Essay „Sport und geistiges Schaffen":

> *Ich muß zugeben, dass ich die These, Körperkultur sei die Voraussetzung geistigen Schaffens, nicht für sehr geglückt halte. Es gibt wirklich, allen Turnlehrern zum Trotz, eine beachtliche Anzahl von Geistesprodukten, die von kränklichen oder zumindest körperlich stark verwahrlosten Leuten hervorgebracht wurden, von betrüblich anzusehenden, menschlichen Wracks, die gerade aus dem Kampf mit einem widerstrebenden Körper einen ganzen Haufen Gesundheit in Form von Musik, Philosophie oder Literatur gewonnen haben.*[14]

Brecht missfiel, dass der Sport bei Thiess lediglich den Status eines Mittels zur Körperhygiene hatte. Brecht selbst interessierten die riskanten, zweckfreien Aspekte weit mehr. Regelrecht fasziniert war er von der Dramatik und der Inszenierung des Sports, der Begeisterungsfähigkeit des Publikums und dessen Interaktion mit der „Aufführung". Er wünschte

[13]Thiess, Frank: Zit. nach: Caysa, Volker (Hrsg.): Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung. Leipzig: Reclam 1996, S. 16f.
[14] Brecht, Bertolt: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 34

sich in den zukünftigen Theatersälen ähnliche Zustände wie bei Acht-Tage-Rennen oder Boxkämpfen im Berliner Sportpalast.

Neben Brecht sprachen sich auch andere zeitgenössische Autoren gegen das neue Körperbewusstsein aus. *„Thomas Mann und Gottfried Benn waren zum Beispiel davon überzeugt, dass ein produktiver Geist einen morbiden Körper voraussetze“*[15], behauptet Mario Leis und zitiert als Zeugen die Romanhelden Tonio Kröger, Hanno Buddenbrook und Adrian Leverkühn. Das schöpferische Genie wurde lange Zeit von vielen Autoren automatisch als „bionegativ“ angenommen. Und auch Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ stöhnte, *„daß Gott, aus Gründen, die uns noch unbekannt sind, ein Zeitalter der Körperkultur heraufzuführen scheint;“*[16] Leis sieht diese Entwicklung als logische Folge der Körper-Geist-Differenz in den Umwälzungen der Zeit angelegt:

> *Im Verlauf der folgenden Jahrzehnte driften beide (Körper und Geist, Anm.) mit der sich explosionsartig entwickelnden Industriegesellschaft weiter auseinander. Diese Entwicklung setzt eine semantisch überlastete Kultur voraus, der es nicht mehr gelingt, die Korrelationen zwischen den Subjekten und den tradierten Wissensbeständen in Eindeutigkeiten zu übersetzen. Deshalb wird der Sportkörper als Prothese funktionalisiert, denn er soll die Sinnverluste vitalistisch kompensieren.*[17]

Dem Körper wird also einiges zugemutet, egal ob er trainiert ist oder auch nicht. Den komplexer werdenden Diskurs zu vereinfachen, scheint noch die harmloseste Forderung. Kann der Körper möglicherweise die letzte Sinninstanz sein? Der Soziologe und Gesellschaftstheoretiker Niklas Luhmann hielt dies durchaus für möglich:

> *Vielmehr scheint sich der Körper geradezu als Fluchtpunkt der Sinnlosigkeit zu eignen, wenn er nicht in der puren Faktizität beharrt, sondern unter dem Gesichtspunkt von Sport zum Ausgangspunkt einer eigenen Sinnsphäre dient. […] Er präsentiert den nirgendwo sonst mehr so recht in Anspruch genommenen Körper. Er legitimiert das Verhalten zum eigenen Körper durch den Sinn des Körpers selbst. […] Und er tut dies, ohne sich an Sinndomänen anderer Provenienz anhängen zu müssen.*[18]

---

[15] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 136
[16] Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 380
[17] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 139
[18] Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 337

Damit ist die Debatte schon weit im 20. Jahrhundert angelangt, jenem Centennium, in dem Marcel Proust die Festlegbarkeit des Körpers anzweifelte und Ernst Mach das Ich an sich in Frage stellte. Das vereinfacht die Körper-Geist-Problematik nicht gerade. Die klassischen Pole der Diskussion sind aber soweit skizziert und anhand der konkreten Textbeispiele wird man wieder auf die Fragestellung zurückkommen müssen, die man, so viel sei gesagt, nicht auflösen können und daher vermutlich auch im 21. Jahrhundert nicht los werden wird.

b) Sport und Intellektuelle

> *Worin ähnelt der Fußball Gott? In der Ehrfurcht, die ihm viele Gläubige entgegenbringen, und im Misstrauen, mit dem ihm viele Intellektuelle begegnen.*[19]

Der Uruguayaner Eduardo Galeano brachte in seinem Buch „Der Ball ist rund" ein anschauliches Beispiel zum Verhältnis der Intellektuellen zum Sport (der hier vom Fußball repräsentiert wird). Die Beziehung ist, analog zu der Körper-Geist-Problematik, als relativ schwierig anzusehen. Im deutschsprachigen Raum glaubte man lange Zeit, dass die Intellektuellen die soziologisch-gesellschaftliche Bedeutung des Sports verkennen und diesen lediglich als Wirtschaftsfaktor betrachten bzw. dessen Prosperität neidvoll beäugen.

Doch nicht nur durch Misstrauen und Fehleinschätzung sei das Verhältnis gestört, Herbert Wegner sprach 1959 in einem Artikel gar von einem Affekt der Intellektuellen gegen den Sport, für die das Massenverhalten der Fans eine „*Schwundstufe des Abendlandes*" [20] darstelle. Dabei war es noch gar nicht so lange her, dass sich der Sport und die Künstler (hier als Vertreter der „intellektuellen Oberschicht") näher als je zuvor und jemals nachher kamen. In den 1920er-Jahren kam der Sport in Mode. Künstler aller Sparten, von Bildhauern bis zu Autoren, widmeten sich dem Sport, der den Zeitgeist verkörperte.

[19] Galeano, Eduardo: Der Ball ist rund. Zürich: Unionsverlag 2000, S. 47
[20] Wegener, Herbert: Der Intellektuelle und sein Affekt gegen den Sport. In: Die Leibeserziehung. Heft 9, 1959, S. 273

Es gibt mehrere Gründe, wieso es mehr als 50 Jahre später noch möglich und auch durchaus gerechtfertigt war, von einem Affekt der Intellektuellen gegen den Sport zu sprechen. Zum einen nennt Wegner den - verglichen mit der Kultur - großen Einfluss des Sports auf Wirtschaft und Politik. Außerdem sei der Massencharakter des Sports für die „geistige Elite“ seit jeher eher abstoßend denn anziehend (worauf später noch detaillierter eingegangen wird) gewesen.

Ein weiterer Grund wurzelt tief in der bereits beschriebenen Körper-Geist-Dichotomie, da ein Großteil der Intellektuellen aus dem Kleinbürgertum und damit quasi „körperlos“ aufsteigt, während der Sport immer noch eine Chance für die Unterschicht darstellt, die Klassenschranken zu durchbrechen.[21] In zahlreichen Artikeln und Abhandlungen stellten Intellektuelle, wie der amerikanische Kultursoziologe Thorstein Veblen und Vertreter der „Neuen Linken“, ihre Abneigung dem Sport gegenüber dar.[22]

> *Sport wird [...] als kulturell nicht wertvoll eingestuft, er ist im Gegenteil Ausdruck kulturellen Verfalls durch Vermassung, Spezialisierung und Technisierung; kollektive Hysterie entzündet sich an sportlichen Veranstaltungen, Gewalt beherrscht die Stadien, Leistungen zählen statt Menschen. Sport gilt als Ausprägung technischen Geistes, der Individualität, Kreativität, Phantasie und Nachdenklichkeit unterdrückt und insofern ‚totalitäre Kultur‘ prägt.*[23]

Sport sei demnach für viele Intellektuelle geradezu ein Inbegriff der Unkultur. Da man heutzutage aber von einem gewandelten Kulturbegriff spricht, ist die Bezeichnung „Unkultur“ ebenso rechtfertigungspflichtig wie die Behauptung, Sport sei Kultur. Es stellt sich die Frage: Ist Sport Kultur?

c) Ist Sport Kultur?

> *„Es ist eine Missachtung der Kunst, dass man sie mit dem Sport zusammenlegt“*[24]

[21] Vgl.: Fischer, Nanda: Sport und Literatur. Dvs- Protokolle Nr. 23. Clausthal - Zellerfeld 1986, S. 179
[22] Vgl. Caysa, Volker (Hrsg.): Sportphilosophie. Leipzig: Reclam 1997, v. a. Artikel v. Veblen u. Adorno
[23] Grupe, Ommo: Sport als Kultur. Zürich – Osnabrück: Edition Interfrom 1987, S. 11
[24] André Heller zu Franz Vranitzky, ORF, vermutlich 1995

Bis zum November 1995 stellte der staatliche Österreichische Rundfunk ORF seine Zuseher nach den Hauptabendnachrichten „Zeit im Bild“ vor die Entscheidung: Sport oder Kultur? Sportnachrichten auf dem ersten, Kulturnachrichten auf dem zweiten Kanal. Österreich musste zwischen Tennis oder Theater, zwischen Fußball oder Fledermaus wählen.

Seit November 1995 werden die Kulturnachrichten in die Hauptsendung eingebaut. Der Verdacht liegt nahe, dass man die Kultur in ein quotensicheres Reservat gehievt hat, ihr die übermächtige Konkurrenz des Sports nicht länger zumuten wollte. Oder liegt es daran, dass der Sport selbst zur Kultur geworden ist?

> *Wenn wir fragen: Ist Sport Kultur im Sinne der klassischen deutschen Kulturdebatte, dann stehen wir [...] vor dem Problem, ob sich im Sport so etwas wie ‚höhere Werte‘ aufspüren ließen [...], ob Sport ‚mehr‘ sein könne, womöglich immer schon ‚mehr‘ gewesen sei, als es die Trivialitäten der geistlosen Muskelbildung, des stupiden Leistung-Bringens, des schlichten Zählens, Messens, Stoppens und Bewertens vermuten lassen.*[25]

Bevor man jedoch nach „höheren Werten“ sucht, sollte man sich über die Undeutlichkeit des Begriffes „Kultur“ im Klaren sein. Der „klassische Kulturbegriff“ meinte vor allem „höhere Kultur“, wie etwa Theater, Literatur und Musik. Kultur hatte eine normative Aufgabe, als Etikette, die man hat, *„verstand sie ihre Funktion, die Gebildeten von den Ungebildeten abzugrenzen.“*[26] Es war eindeutig, was zur Kultur gehören kann und was nicht.

> *Genau an diesem Punkt hat sich der Wandel vollzogen. Statt der bis in die sechziger Jahre hinein wirksamen normativen Kulturauffassung haben wir es heute mit einem eher beschreibend-deskriptiven Verständnis zu tun: Indem alles Kultur geworden ist und Kultur damit eine Art grobe Orientierungsgröße für bestimmte Lebensbereiche und deren Besonderheiten darstellt, ist auch Sport Teil der Kultur bzw. Teil des kulturellen (Alltags-)Lebens.*[27]

Kultur beschreibt nun nach dieser Definition persönliche Präferenzen, Auffassungen, Ideale, Moden, moralische Ansichten. Sie ist *„eine nur noch wenig strukturierte, allgemeine*

[25] Hitzler, Roland: Ist Sport Kultur? In: ZfS, Jg. 20., 1991, S. 479 – 487, hier: 479f.
[26] Grupe, Ommo: Sport als Kultur. Zürich – Osnabrück: Edition Interfrom 1987, S. 11
[27] Ebd., S. 22f.

Hintergrundsgröße, kaum noch verbindlich und eher beliebig“[28]. Somit kann alles Kultur sein und das gilt natürlich auch für den Sport. Frei nach dem US-amerikanischen Philosophen und Kunstkritiker Arthur Coleman Danto konnte nach Andy Warhols „Brillo Boxes“ alles Kunst sein, was im Museum ausgestellt wird.

Der Sport hielt aber nicht nur auf dem Weg über das gewandelte oder zumindest unklarere Kulturverständnis Einzug in die Welt der „Gebildeten“. Durch die Nachfrage aus der Gesellschaft, den Hilfestellungen der Politik und dem Druck der Öffentlichkeit konnte sich der Sport mittels seiner Popularität besser positionieren. Bereits 1928 erkannte Marieluise Fleißer die gestiegene Relevanz des Sports aufgrund seiner Beliebtheit. Sie fragt sich, inwieweit Künstler noch den Zeitgeist erfassen, „wenn man die Massen sieht, die den Sportkämpfen zuströmen, aber an Ereignissen der Kunst ziemlich uninteressiert vorbeigehen.“[29]

Das Auseinanderdriften in eine Hochkultur (mit anspruchsvoller Literatur, Kunst, …) und einer Populär- bzw. Niedrig- oder Massenkultur (v. a. Unterhaltungs-, Trivialkunst) andererseits wird spürbar. Die Grenzen waren durch den jeweiligen Geschmack sehr genau gesteckt und wurden so gut wie nie durchbrochen.

> *Was die Masse des Volkes faszinierte, was von ihr bei der Befriedigung ihrer intellektuellen Interessen favorisiert wurde, das galt den traditionell geprägten Geschmacksträgern von vornherein als belanglos, und umgekehrt vermochten es die von diesen geschätzten Kulturerzeugnisse immer nur in sehr bescheidenem Umfang, das Interesse eines größeren Publikums zu finden.*[30]

Dennoch schafften es der Sport und andere Vertreter der Massenkultur (z.B. das Kino) Anfang des 20. Jahrhunderts für die Bildungselite interessant und akzeptabel zu werden. Dabei mussten nicht einmal die Grenzen zwischen Hoch- und Populärkultur verletzt werden.

---

[28] Grupe, Ommo: Sport als Kultur. Zürich – Osnabrück: Edition Interfrom 1987, S. 27
[29] Fleißer, Marieluise: Sportgeist und Zeitkunst. In: Gesammelte Werke. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 317 – 320, hier: S. 317
[30] Schmiedt, Helmut: Peter Handke, Franz Beckenbauer, John Lennon und andere Künstler. In: text + kritik 24, 1978, S. 88

> *...im Feuilleton tritt eine dritte Position zutage. Das [...]Feuilleton wandte sich in der Tat einem unendlich breiten Spektrum unterschiedlicher Themen zu, einschließlich der massenkulturellen Phänomene. Dies ist also die dritte Position, die den Diskurs über die ‚Große Trennung' untergräbt. Die strikte Abgrenzung von Hoch- und Niedrigkultur wurde weder aufrechterhalten noch ausdrücklich angegriffen, sie ist eher spielerisch umgangen worden.*[31]

Im Bereich der Wissenschaft haben sich die aus dem britischen Universitätsbetrieb stammenden „Cultural Studies" der Problematik angenommen. Roman Horak, der sich um die Etablierung der „Cultural Studies" in Österreich verdient gemacht hat, nennt nach John Frow die vier Gründe, weshalb eine Trennung zwischen „High und Low culture" nicht mehr haltbar sei. Unter anderem sei durch die Randposition der Hochkultur und der Rolle der Massenmedien das Verhältnis zwischen den Sphären verschoben:

> *Während einstens, insbesondere in hoch stratifizierten sozialen Formationen, ‚high culture' die Kultur der herrschenden Klasse war, ist diese hierarchische Struktur nicht mehr das Organisationsprinzip des kulturellen Systems. Dieses hat nicht mehr ein Zentrum, sondern viele Zentren […].*[32]

So ist der Sport mittels seiner großen Popularität, des gewandelten Kulturverständnisses und durch die „dritte Position" des Feuilletons vielleicht zwar nicht selbst Kultur, aber immerhin kulturfähig geworden. Damit wäre eigentlich alles vorbereitet für seinen Einzug in die Literatur.

d) Sport und Literatur

> *„Die Poesie ist der Grundgehalt des Sports"*[33]

Dass der Sport in der Literatur von vornherein keinen leichten Stand hat, ist anhand der eben behandelten Kapitel eigentlich klar. Der Sport steht für den Körper, die Literatur für

---

[31] Horak, Roman: Kaffeehaus und Vorstadt, Feuilleton und Massenvergnügen. In: Fanizadeh, Michael u.a. (Hrsg.): Global Players. Kultur, Politik und Ökonomie des Fußballs. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2002. S. 57 – 72, hier: S. 71

[32] Horak, Roman: Die Praxis der Cultural Studies. Wien: Löcker 2002, S. 97

[33] Axmann, David (Hrsg.): Und Lächeln ist ein Erbteil meines Stammes. Erinnerung an Friedrich Torberg. Himberg bei Wien: Atelier 1988, S. 55

den Geist, die Intellektuellen und die Kultur. Die bereits bekannten Dichotomien bleiben weiterhin bestehen. Alfred Andersch schilderte die Situation im Jahre 1960 folgendermaßen:

> *Heutzutage interessiert sich kein Schriftsteller mehr auch nur im Entferntesten für den Sport als Motiv oder den Sportler als Helden. [...] Das Dürre und Zweckhafte [...] können kein Milieu für Künstler und Intellektuelle bilden.*[34]

1960 konnte der Sport schon auf fast ein halbes Jahrhundert als literaturfähiges Thema zurückblicken. Wertet man die antike Sportliteratur und die Turniere der mittelalterlichen Epen ebenfalls als zum Sportmotiv gehörend, sind es beinahe tausend Jahre. Wenn Andersch angesichts dieser beeindruckenden Tradition behauptete, dass der Sport als Motiv uninteressant sei, lässt das also nicht unmittelbar darauf schließen, dass schon alles über die Materie gesagt wurde, oder dass die Kombination „Sport in der Literatur" nicht funktioniert. Denn in den 1960er - Jahren waren – man lese nachfolgende Aussage von Siegried Lenz –bei weitem nicht alle Schriftsteller derselben Meinung bezüglich des Sports:

> *Wer zum Verständnis der modernen Gesellschaft gelangen will, kommt – so scheint es mir – ohne Berücksichtigung des Sports nicht mehr aus; denn die Arenen der Welt sind zu Spiegeln geworden, in denen sich vieles abbildet: die Wünsche, Ehrgeize, die Hoffnungen und Sehnsüchte der Zeitgenossen, aber auch ihre Leidenschaften, Neurosen und Hysterien, ihre Räusche und Ansprüche.*[35]

Die Tatsache, dass eine derart große Anzahl von Menschen aktiv oder passiv (jedoch emotional höchst engagiert) am Sport teilnimmt, zwinge die Literatur geradezu, sich des Themas anzunehmen. Zusätzlich würden das spielerische, zwecklose Element und die Funktion als Ventil für „große Gefühle", den Sport mit der Dichtkunst vereinen. Die Literatur müsste das Sujet eigentlich dankbar in seinen Themenkreis aufnehmen.

„Millionen werden vom Sport hingerissen: Nur nicht die Literatur. [...] Sie zeigt ihm die kalte Schulter..."[36] Marcel Reich-Ranicki fragte 1965 in seinem Buch „Literarisches Leben

[34] Andersch, Alfred: Zit. nach: Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 9
[35] Lenz, Siegfried: Literaturblatt des Tagesspiegel, 26. 01. 1964
[36] Reich-Ranicki, Marcel: Literarisches Leben in Deutschland. München: Piper 1965, S. 162

in Deutschland", ob es Werke mit *„Sport als Thema von Romanen und Erzählungen, Dramen und Hörspiele"*[37] gäbe. Das Ergebnis der Analyse fiel negativ aus. Die Bedeutung des Sports in der Literatur stand in keiner Relation zu seiner Popularität. Was waren die Gründe für dieses Missverhältnis?

Friedrich Torberg vermutete seinerseits, dass ungeeignete Autoren an der schlechten Qualität der Sportbücher schuld sind: *„Denn meist schreiben Schriftsteller, die nichts vom Sport verstehen, oder Sportler, die nicht schreiben können."*[38] Den Verfassern mangle es am sportlichen Sachverstand und den sprachlichen Fähigkeiten, um den Sport von leerer Phrasendrescherei und belanglosen Gemeinplätzen zu befreien.

Das Fehlen von hochqualitativer Sportliteratur wurde aber nicht allein auf die Unfähigkeit der Autoren zurückgeführt. Das Sportpublikum interessiere sich nicht für literarisch niveauvolle Sportbücher, es will *„vor allem Gedenkbücher, die ein besonderes Ereignis oder eine besondere Figur des Sports zum Thema haben. Und das sind zumeist ‚Bilderbücher'. Literarisch gesehen ist das Sportpublikum ein Bilderbuchpublikum"*[39].

Doch selbst wenn der Autor kompetent und die Leserschaft aufgeschlossen wären, gäbe es noch ein Hindernis für gelungene Sportliteratur: Es ist der Sport selbst:

> *Wie auch immer der Sport zum Thema in der Literatur wird: er ist nicht vielschichtig genug, psychologisch nicht trächtig, er fesselt den Leser nicht intellektuell[...]. So ist der Sport immer Parabel oder Vehikel oder Randereignis gewesen in der Literatur.*[40]

Obwohl die sportlichen Wettbewerbe voller Dramatik und Spannung sind, soll sich der Sport nun wegen seiner Eindeutigkeit und Plattheit nicht zur literarischen Verarbeitung eignen? Laut Reich-Ranicki ist nicht der große Gegensatz das Problem des Sports in der Literatur, sondern, im Gegenteil, die große Übereinstimmung:

---

[37] Reich-Ranicki, Marcel: Literarisches Leben in Deutschland. München: Piper 1965, S. 162
[38] Torberg, Friedrich: Zit. nach: Axmann, David: Und Lächeln ist ein Erbteil meines Stammes. Himberg bei Wien: Atelier 1988, S. 57
[39] Hagelstange, Rudolf: Der Schriftsteller und der Sport. In: Natan, Alex (Hrsg.): Sport-kritisch. Bern/Stuttgart: Hallwag 1972, S. 199
[40] Krug, Gerhard: Sport und moderne Literatur. In: Natan, Alex (Hrsg.): Sport-kritisch. Bern/Stuttgart: Hallwag 1972, S. 174

> *...die Literatur und der Sport appellieren auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Mitteln an dieselben fundamentalen Gefühle. Viele große Motive, mit denen sich die Literatur seit Jahrtausenden befasst – Heldentum, Leidenschaft, Solidarität, Neid, Ruhmsucht – dominieren auch in den Sportwettkämpfen, nur sind sie hier ungleich einfacher, primitiver, oberflächlicher, direkter. Viele Elemente, die die Literatur dem Leser zu bieten hat oder jedenfalls bieten möchte, kann er im Stadion finden – ohne Verschlüsselung, ohne Intellekt, ganz und gar unkompliziert.*[41]

Man sollte dieses Zitat nicht nur einseitig negativ deuten, in dem Sinne, dass der Sport zu simpel, zu flach für die Literatur sei. Der Sport sei vielmehr durch seine Unmittelbarkeit und Eindeutigkeit bereits die „vollkommene Erzählung", das „perfekte Drama". Für die Literatur wäre es schier unmöglich, die Ereignisse noch packender, noch reizvoller zu präsentieren. *„Nein, hier bleibt für den Schriftsteller eigentlich nichts mehr zu tun: Der Sport ist kein Thema."*[42]

Trotz all dieser abschlägigen Urteile gibt es dennoch zahlreiche Bücher, in denen die verschiedensten Sportarten und Sporterlebnisse auf mannigfache Art und Weise verarbeitet werden. Oder einfacher gesagt: Ja, es gibt sie, die ominöse Sportliteratur. Die erste Blütezeit in den 1920er - Jahren wurde nicht zuletzt dadurch begünstigt, dass der Sport weder von Ideologien noch von der Werbewirtschaft vereinnahmt war. Darauf folgte eine Durststrecke, die nach ihrem Höhepunkt in der Nachkriegszeit erst in den Sechziger und Siebziger Jahren zu Ende gehen sollte. Der Sport kam durch die bereits erwähnten Umwälzungen des Kulturbegriffs gemeinsam mit anderen „Popularkulturen" wieder zu literarischen Ehren.

Mittlerweile sind 50 Jahre seit den negativen Schlussfolgerungen Reich-Ranickis' und Anderschs' vergangen. Der Siegeszug des Sports hat angehalten, das in ihm wirksame Leistungsprinzip findet nun in beinahe allen Bereichen der Gesellschaft Anwendung. Der Sport hat seinen proletarischen, rein körperlichen „Stallgeruch" abgelegt und wird nun *„...in der*

[41] Reich-Ranicki, Marcel: Literarisches Leben in Deutschland. München: Piper 1965, S. 163f.
[42] Ebd., S. 164

Literatur ausgesprochen flexibel strapaziert. Auf dem Spielfeld der Literatur kann er weitaus mehr leisten als in der Realität.“[43]

Mit besserer Reputation und flexibler angewandt, erkämpft sich der Sport seine Position im Literaturbetrieb. Dazu kommt eine andere Herangehensweise von Seiten der Autoren. „*Eine Tendenz [...] lässt sich trotz aller Widerstände, Reibungen und Rückkoppelungen festhalten. Sport wird, je näher er an die Jahrtausendwende heranrückt, desto ungezwungener literarisch verhandelt.“*[44] In der wechselhaften Relation Sport – Literatur scheint man sich im neuen Jahrtausend wieder näher zu kommen und gleichzeitig auch unbefangener zu begegnen.

Ein kurzer Seitenblick auf die Entwicklung des Fußballs soll helfen, die kultur- und gesellschaftshistorischen Zusammenhänge zu erkennen, welche sowohl den Werdegang als auch das Image dieses Sports von früher Vorzeit bis zur Jahrtausendwende prägten.

[43] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 223
[44] Ebd., S. 223

Kapitel Zwei: Kulturhistorische Betrachtung des Fußballs

a) Anfänge des Fußballs

England gilt als Mutterland des modernen Fußballs. Dieser wurde tatsächlich auf der britischen Insel zuerst gespielt und weiterentwickelt und er hat in der Folge von dort aus seinen Siegeszug über die ganze Welt angetreten. Sucht man aber nach den Urformen des Fußballs, findet man in den unterschiedlichsten Kulturen und Regionen der Erde zahlreiche Spiele, bei denen ein Ball oder ein ballähnlicher Gegenstand mit den Füßen bewegt wurde. Unter anderem soll in der Südsee, bei den Inuit, den Indianern und bei zahlreichen asiatischen und afrikanischen „Naturvölkern" bereits gekickt worden sein, als dieses Spiel den Europäern noch fremd war. So wie die präkolumbianischen Ballspiele der Mayas und Azteken, dürften diese Spiele jedoch nur wenig Ähnlichkeit mit „unserem" Fußball besessen haben.

Es wird heute gemeinhin angenommen, dass die Chinesen den Fußball „erfunden" haben. Der „gelbe Kaiser" *Huang-ti* soll zwischen 2.600 und 2.700 v. Chr. das „ts'uh-küh" begründet haben. Damit würde sich bereits beim Ursprung des Fußballs ein Anknüpfungspunkt zur Literatur ergeben, hat doch *Huang-ti* auch die Schrift in China eingeführt. „Ts'uh-küh" heißt übersetzt „den Ball mit dem Fuß spielen". Es war ein dem heutigen Fußball relativ ähnliches Spiel, das zur allgemeinen Wehrertüchtigung seiner Soldaten dienen sollte. Man hatte zwei Mannschaften, einen Ball (aus Lederstücken, mit Federn und Haaren ausgestopft), ein viereckiges Spielfeld und zwei Tore. Es wird vermutet, dass die Hunnen als Lehrmeister fungiert haben.

Die Berichte von antiken Ballspielen der Korinther oder von Ballschlachten der Spartaner gelten als zweifelhaft, ebenso wie die Behauptungen, dass die Römer von den Hellenen das Fußballspiel erlernt hätten und ihre Legionäre für die Verbreitung in aller Welt sorgten. Diese Argumentationslinie kann als ein Versuch gesehen werden, eine plausible Erklärung für die Existenz des Fußballs auf der britischen Insel zu finden. Es sollte nicht der einzige bleiben:

> *Die Behauptung, dass römische Legionäre den Fußball nach Britannien gebracht hätten, gehört ebenso wie die, dass der erste in England benützte Fußball nach der Schlacht bei Chester der abgeschlagene Kopf eines feindlichen Dänen gewesen sei, in das Reich der Fabel.*[45]

Ab dem 12. Jahrhundert lassen sich in mehreren europäischen Ländern Nachweise für die Existenz von fußballähnlichen Spielen finden. So zum Beispiel in einer französischen Urkunde aus dieser Zeit, in welcher von Bällen zum Treten und Fausten die Rede ist. Diese Bälle dürften bei Spielen verwendet worden sein, die man durchaus als Massenraufereien mit einem Ball bezeichnen kann, an denen sich ganze Dörfer beteiligt haben. Dieses Treiben fand das gleiche Schicksal, wie ähnliche Vorgänge in England:

> *Im Jahr 1314 ist in London ein Spiel belegt, bei dem das „niedere" Volk zu Fuß um einen großen, unelastischen (weil mit Stroh oder Kork gefüllten) Fuß-Ball kämpfte, was offensichtlich mit derartigen Gewalttätigkeiten und Unruhen verbunden war, dass sich die Obrigkeit zu einem Verbot gezwungen sah.*[46]

Die Ballspiele in Frankreich und England waren vor allem bei den einfachen Leuten sehr populär, von Adligen wie den englischen Königen Richard II., Richard III. und Heinrich VIII., die es per Edikt verboten haben, wurden sie weniger geschätzt, da Ballspiele in ihren Augen zu gefährlich waren und keinen direkten Nutzen für die Landesverteidigung brachten.

Anders gestaltete sich die Situation in Italien. 1490 findet das „Giuoco del Calcio", ein besonders beim florentinischen Adel beliebtes Ballspiel, seine erste urkundliche Erwähnung. „Calcio", das vor allem bei den Festen der Aristokratie gespielt wurde, wies erstmals eine Begrenzung der Spielerzahl (zuerst 27, später 19 pro Team) und des Spielfelds auf.

[45] Langisch, Karl: Geschichte des Fußballsports in Österreich. Wien: Limpert 1964, S. 7
[46] Bausenwein, Christoph: Geheimnis Fußball. Auf den Spuren eines Phänomens. Göttingen: Werkstatt 1995, S. 99

b) Weiterentwicklung in England

> *Fußball begann in England als Volkssport, dem sich besonders die bäuerliche Bevölkerung widmete, kam durch die jungen Landedelmänner in die Schulen und durch die schulentlassene Jugend auf dem Umweg über die Vereinsgründungen wieder ins Volk zurück. Zuerst wurde Rugby gespielt. Erst als Milderung der rauen Sitten des ‚Raufballes' kam die Football Association auf.*[47]

Der Soziologe Eric Dunning sieht die Entwicklung des modernen Fußballs in vier Schritten vonstatten gehen:[48] Nach dem bereits erwähnten Volksfußball, dessen Niedergang durch Industrialisierung, Verstädterung, Spielplatzmangel und behördlichen Repressalien besiegelt wurde, gelangten Mitte des 18. Jahrhunderts verschiedene Ballspielversionen an die elitären „Public Schools".

> *Als die Ausübung dieses rauen Brauchtums im öffentlichen Raum verboten war, standen die vornehmen Schüler der ‚Public Schools' plötzlich alleine mit dem Ball da. So entwickelten sie, hinter den Mauern ihrer Internate weitgehend abgeschottet von der Gesellschaft, vollkommen neue Formen des Ballspiels. Gelöst von seinen traditionellen Wurzeln und unter dem Einfluss von aristokratischen Verhaltensweisen und bürgerlichen Normen verwandelte sich dann das raue Spiel allmählich in einen nach festen Regeln durchgeführten sportlichen Wettkampf.*[49]

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden erstmals vereinzelt Regeln aufgestellt (zuerst 1846 von Studenten der University of Cambridge), hauptsächlich um den Spielbetrieb zwischen den verschiedenen Schulen zu erleichtern. 1863 gründeten Abgesandte von Universitäten, Schulen und Fußballvereinen in der Freemason's Tavern in London die Football Association. Durch die damit erfolgte klare Trennung zum Rugby darf dies als die Geburtsstunde des modernen Fußballs gelten.

Parallel dazu hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts die letzte Phase der Evolution dieses Sports begonnen: die Verbreitung des Fußballs in allen Bevölkerungsschichten und, in weiterer Folge, in (beinahe) allen Ländern der Erde.

---

[47] Langisch, Karl: Geschichte des Fußballsports in Österreich. Wien: Limpert 1964, S. 7
[48] Vgl.: Dunning, Eric: The Sociology of Sport. London: Cass 1976, S. 133ff.
[49] Bausenwein, Christoph: Vergnügen für die Gentlemen. In: Sarkowicz, Hans (Hrsg.): Schneller – Höher – Weiter. Eine Geschichte des Sports. Frankfurt a. M./Leipzig: Suhrkamp 1996, S. 204 – 217, hier: S. 206

c) Internationale Verbreitung, patriotische Misstöne

Es gibt gute Gründe für die (fast) globale Verbreitung des Fußballs: Zu der Zeit, als sich das „Fußballfieber" auf der britischen Insel ausgebreitet hat (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts), war Großbritannien die weltweit führende Industrienation. Die englische Lebensweise galt überall als hochmodern und deshalb unbedingt nachahmenswert, und Fußball war ein Teil davon:

> *Mit seinen universellen Regeln und seinem offenen Wettbewerb verkörperte der Fußball nun für die aufstrebende technisch-merkantile Jugend auf dem Kontinent eine Modernität, die sich an den Prinzipien des Freihandels, des Kosmopolitismus und des Wettbewerbs orientierte.* [50]

Der Weg des Fußballs von England zum Kontinent war überall derselbe: Englische Kaufleute, Studenten, Ingenieure und Gärtner wollten ihren Lieblingssport auch fern der Heimat nicht missen und begannen dem Ball nachzulaufen.

Die Anfänge des Fußballs in Österreich zeigen einerseits, auf welchen Wegen er seine Verbreitung fand und andererseits, welchen Hindernissen und Anfeindungen er sich gegenüber sah. Der 1892 gegründete „Vienna Cricket Club" war der erste Sportklub auf österreichischem Boden, in dem Fußball gespielt wurde. Vertreter englischer, in Wien niedergelassener Firmen, bildeten den Großteil des Spielerreservoirs, zu dem ausschließlich Bürger des United Kingdom zugelassen wurden. 1894 hoben die englischen Gärtner des Barons Nathaniel Rothschild den „First Vienna Football Club" aus der Taufe, bei dem im Laufe der Zeit auch die ersten vom Spiel begeisterten Österreicher mitzuspielen begannen.

Nach Graz kam das Spiel über Prag, welche die erste Stadt des Habsburgerreichs war, in die das englische Spiel via Deutschland importiert wurde. In der Moldaustadt begeisterte der Fußball bald große Teile der „oberen" gesellschaftlichen Schichten, so auch die später erfolgreichen Schriftsteller Gustav Meyrink und Egon Erwin Kisch.

---

[50] Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002, S. 34

Durch den 16-jährigen Gymnasiasten August Wagner gelangte das Spiel im Herbst 1893 schließlich nach Graz. Dort verbreitete es sich vor allem im Schüler- und Studentenmilieu, wo es - so wie auch schon in Deutschland - auf massive Widerstände von verschiedenster Seite traf:

> *Gegner gab es überall: die Kirche, die ihren Sonntag ruhig und besinnlich halten und der Fiskus, der Vergnügungssteuern kassieren wollte, Ordnungshüter, die Spielplätze sperrten, angeblich sittenwidrige Spielkleidung monierten, oder, wenn sie denn Fußballspiele partout nicht verhindern konnten, gegen Spieleraufläufe nach der obligatorischen feuchtfröhlichen Verlängerung einschritten. Hinzu kamen Fußballverbote schulischer Behörden, die die diversen Lehranstalten in aller Regel sehr genau befolgten.*[51]

Dazu kamen bald Probleme mit der überaus patriotisch gesinnten Turnbewegung. Diese warf dem aus England importierten Fußball vor, mehr oder weniger eine Modeerscheinung zu sein, und, was noch weit schwerer wog, verpasste ihm, wegen seiner vielen fremdsprachigen Ausdrücke, das Etikett „undeutsch“. Dieses Unterordnen unter ausländische Einflüsse spiegle sich sogar in der Politik wieder, meinte schließlich der verärgerte Stuttgarter Turnprofessor Karl Planck 1898 in seiner Kampfschrift „Fußlümmelei“:

> *Da schlag doch gleich das Wetter drein! Müßt ihr denn immer und überall die gehorsamen Affen des Auslands bleiben, im pas de deux tanzen, wenn auch der Franzmann vorgeigt, oder nach dem schottischen Dudelsack, während euch der schlaue Gentleman in Afrika und andernwärts den Bärenpelz über die Ohren zieht!*[52]

Der Fußball konnte sich trotz dieser anfänglichen Misstöne durchsetzen, vor allem deshalb, weil er zu keiner Zeit zu einer Bedrohung für nationalistische, militaristische und schließlich bellizistische Kreise wurde. Wie sich anhand der Rolle des deutschen Fußballverbands DFB während der Weltkriege gezeigt hat, waren sich durch Fußball ertüchtigende Männer in diesen Zeiten sogar äußerst gern gesehen.

---

[51] Heinrich, Arthur: Der Deutsche Fußballbund: eine politische Geschichte. Köln: PapyRossa 2000, S. 21
[52] Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 33

d) Gesellschaftsgeschichtliche Betrachtung der Gründerzeit des Fußballs

Die Pioniere des modernen Fußballs waren allesamt Angehörige der englischen Oberschicht, die das Ballspiel somit zu einem exklusiven Freizeitvergnügen machten. Um zu einem „Spiel des Volkes“ zu werden, bedurfte es mehrerer begünstigender Faktoren:[53]

Durch die Industrialisierung und die damit einhergehende Strukturierung der Zeit in Arbeitszeit und Freizeit, hatte plötzlich nicht mehr nur die Aristokratie die Möglichkeit des „leisure“, also Zeit für Vergnügen. Sinkende Lebenserhaltungskosten und steigende Löhne sorgten dafür, dass finanzielle Mittel vorhanden waren, die Expansion des Eisenbahnnetzes ermöglichte den Transport großer Menschenmassen von Ballungszentrum zu Ballungszentrum, aber auch hinaus aufs Land zu freien Wiesenplätzen, die oftmals als Spielfeld genutzt wurden.

Die einfachen Regeln und die vielfältigen Möglichkeiten der Spielentfaltung (von der robusten Härte der einfachen Industriearbeiter bis zum verschlagenen, kreativen Spiel der Straßenfußballer) machten Fußball zu einem Sport, den man auch ohne große Vorkenntnisse oder teure Ausrüstung spielen konnte. Seine große Beliebtheit bei den Massen des „einfachen Volks“ rief sogleich mehrere Interessenten auf den Plan, welche die entstehende Fußballbewegung förderten, um sie in eine ihnen genehme Richtung zu lenken:

> *Philanthropische und paternalistische Unternehmer sowie die verschiedenen Konfessionen und Denominationen förderten tatkräftig die Gründung von Vereinen. Die Arbeiter sollten ihre Freizeit sinnvoll nützen, nicht auf den Strassen herumlungern und sich mit billigem Schnaps betrinken. Intendiert war mit Sicherheit eine Disziplinierung einer mehr und mehr als bedrohlich wahrgenommenen Kultur.*[54]

Es ist sicher kein Zufall, dass sich der Fußball am Ende des 19. Jahrhunderts zuerst in jenen Ländern etablierte, die industriell am weitesten fortgeschritten waren. In Europa waren dies die Schweiz, Dänemark und Belgien, zugleich auch die drei Staaten mit dem höchsten

[53] Vgl.: Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002, S. 47
[54] Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002, S. 48f.

Bruttosozialprodukt pro Kopf. Dänemark und Belgien pflegten enge wirtschaftliche Beziehungen mit dem Britischen Königreich, wohingegen die Schweiz mehr über die „Feine Gesellschaft“ Englands mit dem Fußball in Kontakt kam. In der Schweiz sollen Mitte des 19. Jahrhunderts auch die ersten Fußballspiele auf dem kontinentalen Europa stattgefunden haben:

> *Die freisinnige Schweiz spielte dabei zunächst die Rolle eines fußballerischen Brückenkopfes auf dem Kontinent. Die Einführung des Fußballs war hier an eine neue Form der Ausbildung der ökonomischen Eliten gebunden. Die ersten Fußballspiele in der Schweiz fanden in den elitären Privatschulen am Genfersee statt, die seit den 1850er Jahren auch von einer großen Zahl von Sprösslingen britischer Industrieller frequentiert wurden.*[55]

Während die Oberschicht bei der Entwicklung und Verbreitung des Fußballspiels eine ganz zentrale Rolle spielte, schwand ihr Einfluss auf das Wesen des Spiels mit dem Aufkommen der Arbeiterfußballer. Zur Zeit der Gentlemen-Kicker waren Fair play und angemessenes Verhalten noch die ausschlaggebenden Kriterien. Dem wurden durch die neuen fußballspielenden Schichten weitere Facetten hinzugefügt:

> *Unter der Regie von Arbeiterprofis wurde der Fußball zu einem Spiel, das auf systematischem Aufbau und disziplinierter Teamarbeit beruht, und dadurch gewann er erst jene Ästhetik, die für Zuschauer so reizvoll ist.*[56]

So ist der Fußball von den Dorffesten über die elitären Internate, von der britischen Insel auf das kontinentale Festland in den deutschen Sprachraum gekommen und hat hier seinen Siegeszug fortgesetzt. Dank der raffinierten Vermarktung durch den Weltverband FIFA – eigentlich ein Kapitel für sich, das allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde – verbreitet sich der Fußball bis heute bis in die wenigen blinden Flecken auf der Landkarte, in denen er noch nicht die beliebteste Sportart ist. Bis auf Nordamerika und weite Teile Asiens ist dies schon gelungen.

---

[55] Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002, S. 34

[56] Bausenwein, Christoph: Vergnügen für die Gentlemen. In: Sarkowicz, Hans (Hrsg.): Schneller – Höher – Weiter. Eine Geschichte des Sports. Frankfurt a. M./Leipzig: Suhrkamp 1996, S. 204 – 217, hier: 209

Kapitel Drei: Fußball in der Literatur

a) Grundlegende Betrachtungen:

In den vorangegangenen Kapiteln wurde besprochen, welchen Problemen sich der Sport im kulturellen Sektor, und hier vor allem in der Literatur, gegenübergestellt sieht. Beim Fußball muss man davon ausgehen, dass die Skepsis der Intellektuellen und Literaten noch weit ausgeprägter als bei anderen Sportarten vorhanden ist. Seine unglaubliche Beliebtheit bei der breiten Bevölkerung und die körper- und kampfbetonte Spielweise haben ihn für die „geistigen Eliten" seit jeher suspekt gemacht. Man sollte dennoch meinen, dass es Texte gibt, in denen der populärste Sport des deutschsprachigen Raums Erwähnung findet. Die Voraussetzungen für eine literarische Verarbeitung des Fußballs wären jedenfalls nicht schlecht:

> *Es fehlt nichts, was eine gute Story braucht: Wir haben eine übersichtliche Anzahl von Protagonisten, leidenschaftliche Auseinandersetzungen, beherrscht von Strategie und Gewalt. Es geht um Geld und Ruhm und Macht. Die Handlung ist von großer sozialer Relevanz. Gefühle sind im Spiel. Menschliche Tragödien nehmen ihren Lauf. Ungemeine Spannung knistert; keine Frage, die Sache hat ‚Thrill', hat ‚Drive'. Fußball – welch eine Vorlage für die Literatur!*[57]

Ein ähnlich reich bestelltes Feld für die Autoren sieht Wendelin Schmidt-Dengler, der selbst dem Fußballfieber verfallen war. Es mangele nicht an spannenden Themen, es locken existenzielle Erfahrungen:

> *Wo gibt es – in Friedenszeiten – ein so dichtes Angebot an beispielhaften drastischen Situationen wie im Fußball? Wo ist Dabeisein so wichtig wie beim Fußball? Wo kann man das Phänomen Masse so intensiv erfahren wie auf einem Fußballplatz?*[58]

Eine ideale Vorlage für die Literatur? Die Realität sieht leider anders aus: Zwar gibt es Literatur, in der Fußball – ob als Detail am Rande oder als zentrales Thema – eine gewisse

[57] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Surhkamp 1998, S. 223
[58] Schmidt-Dengler, Wendelin: Hamlet oder Happel. Eine Passion. Wien: Klever 2012, S. 14

Rolle spielt. Doch weder Quantität noch Qualität der vorhandenen Texte spiegeln die bedeutende Rolle wider, die der Fußball in der Gesellschaft innehat. In Deutschland schwang man sich deshalb bereits zu hochtrabenden Vergleichen auf:

> *Während nicht wenige Germanisten und Feuilletonisten allherbstlich auf den ‚großen' deutschen Einheitsroman warten, sehnen sich andere, still und heimlich, nach etwas ganz anderem: nach einem dickleibigen Erzählwerk, das der Wunderwelt des Fußballs in seinen schillernden Farben gerecht wird.*[59]

Doch von Werken, in denen der Fußball in epischer Breite abgehandelt wird, fehlt (zumindest im deutschsprachigen Raum) leider bis heute jede Spur. Das Ballspiel wird in autobiographischen Stücken oftmals nur als Teil der adoleszenten Sozialisation am Rande abgehandelt. Man befasst sich mit den verschiedensten Aspekten des Fußballs, doch nur ungern mit dem Spiel selbst:

> *Ob symbolisch überhöht, ob sozialkritisch ausgeleuchtet, immer wieder verführt er seine Interpreten dazu, ihn mit Bedeutungsebenen zu überlagern und sein ureigenes Potenzial gering zu achten. Anders gesagt: Der Fußball und das von ihm dargebotene sprachliche Material bietet ein Experimentierfeld, das die Literaten des 20. Jahrhunderts vergleichsweise selten ausgeschöpft haben.*[60]

Von den taktischen und tabellarischen Geheimcodes, der manchmal geradezu meditativ langweiligen und ereignislosen Stimmung, die jederzeit in ekstatische Verzückung oder eruptiven Hass umschlagen kann und von den Unmengen an Sprachmaterial (von den spontanen unflätigen Beschimpfungen der Zuschauer über die formelhafte Fachsprache bis zu den blumigen Spielberichten in den Medien) - von all dem lässt sich die Literatur zu keiner Zeit sonderlich faszinieren.

Dirk Schümer bemerkte eben dies beinahe fassungslos in seinem Buch „Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs". Der Fußball scheint als schier endloser Fundus für populäre und absatzträchtige Motive völlig ungenutzt zu bleiben. Die „Schuld" liege größtenteils bei den Autoren, die es nicht schaffen würden, sich dem Spiel ungezwungen zu nähern:

---

[59] Moritz, Rainer: Das unfähige Leder. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 6 – 11, hier: S. 6
[60] Ebd., S. 9

Fußball drängte sich förmlich auf als referenzloses, historisch unbelastetes Experimentierfeld der Literatur. Fußball war schon vor dem Krieg Lebenswelt und Sprachspiel zugleich. Aber die großen Autoren suchten sich andere Refugien, um ihre Obsessionen reifen zu lassen. [...] Was beim Fußball für die Massen von Vorteil war – seine Einfachheit, seine Internationalität, seine Entschiedenheit, seine unspektakuläre Härte - verbaute den spätbürgerlichen Literaten den Zugang zu ihm.[61]

Die klassische Distanziertheit zwischen der „klassischen" Literatur und dem Fußball ist hinlänglich bekannt. Doch Schümer hätte sich auch mehr von den jüngeren Schriftstellern erwartet:

Die allgemeine Beliebtheit und die hemdsärmelige Lockerheit dieses Spiels boten sich für die Asphaltmoderne doch geradezu an. Fußball war das Ritual, das den gesichtslosen Siedlungen der Arbeiterschaft rund um die Hauptstädte und in den Stahl- und Kohleregionen ein Gesicht gab. Fußball hatte, was die junge Literatur erst erwerben wollte. Profil.[62]

Dieses Profil wollten sich die meisten Literaten jedoch nicht in den kulturell weitgehend trostlosen Landschaften der Satelliten- und Provinzstädte verschaffen. Der aus einer englischen Kleinstadt stammende FC Barnsley, der 1997 nach über 110-jährigem Bestehen erstmals in die erste englische Liga aufgestiegen war, engagierte Ian McMillan als „Haus- und Hofdichter", einen Mann, der in vielerlei Hinsicht ein Vorbild für seine deutschsprachigen Kollegen sein könnte. Der deutsche Autor Ronald Reng berichtete in seinem Buch „Der Traumhüter" über den bodenständigen Literaten, der zu jedem Spiel ein Gedicht verfasste:

McMillan war das Gegenteil des Bildes, das am Ende des 20. Jahrhunderts von Dichtern existierte; zurückgezogen im Elfenbeinturm lebend, allein mit ihrer Kunst. McMillan war ein Erzähler in der Tradition des Mittelalters, fest verwurzelt im Leben seiner Heimatstadt. Er dichtete über Barnsley und ging freitagabends in die Gasthäuser, unters Volk, um mit tiefer Stimme seine Lyrik vorzutragen. In einer Stadt, in der eine Minderheit das Lesen von Büchern als Hobby angeben würde, kannten und liebten ihn die Leute.[63]

[61] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 226ff.
[62] Ebd.
[63] Reng, Ronald: Der Traumhüter. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2002, S. 104f.

Ein derart bieder scheinender Alltag vermag hierzulande kaum einen Autor zu entzücken. Sie orientieren sich (verständlicherweise) dorthin, wo die Verlage, die Medien und die meisten potentiellen Leser sind. Und das sind nun einmal Metropolen wie Berlin, Hamburg, Frankfurt oder auch Wien, und nicht das Ruhrgebiet oder die Mur-Mürz-Furche.

> *In Deutschland wurde Fußball nur im kulturellen Abseits gespielt. Das Ruhrgebiet von Schalke bis Dortmund [...], die Kaiserslauterer Pfalz, die von Helmut Schön trainierte Saar, das Frankenland der Nürnberger Clubberer lagen in der Provinz und fanden keine Sänger der fußballerischen Großtaten, die in diesen Gäuen vollbracht wurden.*[64]

Für Österreich gilt diese Analyse genauso wie für die Schweiz, und auch die ehemalige Deutsche Demokratische Republik konnte trotz eines sportfreundlichen Kulturministers wie Johannes R. Becher nichts Nennenswertes vorweisen. Schümer bezog sich in seiner Analyse vor allem auf den Zeitraum ab 1945, in dem der Fußball nach der kargen Kriegszeit zu seinem endgültigen Durchbruch bei der breiten Bevölkerung gelangte, an dem jedoch die Literatur, anders als in den Zwanziger Jahren, nicht partizipieren konnte (und wollte). Das sollte für den Fußball weniger negative Auswirkungen haben als für die Literatur selbst.

> *Diese Missachtung des Fußballs hat dem Sport, der sich selbst trägt, naturgemäß weit weniger geschadet als der Literatur, die von der Welt zehrt. Während der deutsche Fußball zwischen 1954 und 1990 Weltniveau hatte, lässt sich das von der Literatur der Nachkriegszeit gewiss nicht behaupten.*[65]

b) „Zitate"- Problematik

Nähert sich ein Autor allen „Widerständen" zum Trotz dem Sujet Fußball, so geschieht dies oft auf ironischem Wege. Der Starkult, die von den Medien aufgeblasenen Skandälchen auf und neben dem Spielfeld und die allerorten vorhandene Hysterie, all das wird dann seiner Lächerlichkeit preisgegeben und somit auf seine „eigentliche Größe" zurechtgestutzt. Das ist natürlich das gute Recht jedes Satirikers. Ein fahler Beigeschmack ent-

[64] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 228
[65] Ebd.

steht jedoch, wenn sich die Satire vor allem auf angebliche sprachliche Defizite der Sportler, die diese vermeintlich bei Interviews aufblitzen lassen, bezieht. Eckard Henscheid zum Beispiel kritisierte die hohlen Floskeln, mit denen die Fußballer und ihr Medientross seiner Meinung nach nur so um sich werfen, indem er sie zitierte und arrangierte. Auf kritische Kommentare reagierte er mit wenig Einsicht und sturer Legitimation seiner Methode.

> *Als ich 1987 meine Fußball-Dramolette ‚Standardsituationen' (der Titel nach einem von deutschen Sportlern wie Sportreportern blindgebuchten Sprachlosigkeitstopos) veröffentlichte, schlug mir hin und wieder Kritik entgegen dergestalt, ich übertriebe; machte mich, fatal elitär, über Proleten neidvoll lustig;*[66]

Es sei nicht der Neid, der ihn zu den Texten veranlasst habe, sondern das Entsetzen über die sprachlichen Unzulänglichkeiten der Protagonisten, die er, sich in eine sprachkritische Traditionsreihe mit Karl Kraus stellend, leider etwas besserwissend zur Schau stellte:

> *All das, was heute über das Leben und Denken und vor allem Reden unserer heimischen und aktuellen Fußballer tageintagaus in den Zeitungen steht, das Gesamtkunstwerk von ‚Sportidiotie' (Karl Kraus, 1918) lehrt selbst den hart durchtrainierten Satiriker weniger den Spott als das schiere Gruseln. Eine Welt aus Schwachsinn und Sprachlosigkeit und Spruchbeutelhaftigkeit, eine Welt aus u. a. in ihrer Expression Überforderten und deshalb wie vor Torheit allzeit in sich selber Explodierenden. [...] Immer leben sie auf großem Fuß, immer häufiger und entschlossener auch sprachlich – und da wird es denn immer sehr schmerzlich und allerdings, zugegeben, auch spaßig. Immer weniger beherrschen sie die Wörter, die sie in die immer offeneren Mäuler nehmen.*[67]

Henscheid beanstandete zwar zu Recht, dass sich viele Fußballer fast nur mehr mit Gemeinplätzen, die sie in Rhetorikschulungen eingetrichtert bekommen, zu Wort melden. Dass die Sportler heutzutage eine stets steigende Nachfrage der Medien nach „Content" befriedigen müssen, sie jederzeit Antworten auf reißerische, manchmal skandalheischende Fragen parat haben sollen, sei zu ihrer Verteidigung in Erinnerung gebracht. Die „Dramolette" Henscheids wirken daher stellenweise schulmeisterlich. Der deutsche Journalist und Schriftsteller Gerhard Henschel nimmt die Fußballer vor solchen Angriffen in Schutz:

---

[66] Henscheid, Eckhard: Zit. nach: Frenz, Achim u.a. (Hrsg.): Satanische Fersen. Kassel: Agon 1994, S. 156
[67] Ebd., S. 156ff.

Es ist billig und einfach, Sportler mit ihren eigenen Wörtern als Tölpel zu denunzieren, und für den, der es versucht, bedeutet es einen Distinktionsgewinn [...] Aber wer hat eigentlich gesagt, dass Fußballspieler brillante Stilisten zu sein hätten? Wer hält ihnen denn dauernd die Mikrofone hin und lauert auf die rhetorischen Patzer?[68]

c) Ästhetisierung der Ästhetik

Falls der Autor eines Textes mit Fußball-Bezug nicht auf die Vielschichtigkeit des Spiels achtet und meint, aus der Distanz die Atmosphäre einfangen zu können, unterliegt er einem großen Irrtum. Ebenso verhält es sich mit bloßen Nacherzählungen des Spielverlaufs, die vor allem in Jugend- und Unterhaltungsromanen vorkommen. Hier wird *„...versucht, was nur misslingen kann: die Ästhetisierung des Ästhetischen - die Poetisierung des Fallrückziehers*."[69] Die Autoren haben das Problem, so der Philosoph Konrad Paul Liessmann,

..., dass die Literarisierung des Fußballs in einer Adaption des Fachjargons der Stadien ebenso wenig aufgehen kann wie in seiner ironischen gewendeten Persiflage.[...]Deshalb ist Fußball nicht literaturfähig – weil die Syntax des Spiels selbst ein konkurrierendes Verfahren zur Syntax der Poesie darstellt. Das einen kruden Archaismus evozierende Spiel der Körper mit einem Ball lässt sich nicht in das mit ähnlichen Archaismen jonglierende Spiel der Wörter mit einem Kopf übersetzen.[70]

Damit sind wir wieder an dem Punkt angekommen, dass Fußballfans lieber ein wirkliches Spiel verfolgen, als eine Geschichte über oder mit Fußball zu lesen. Ein (wie auch immer) konstruiertes Spiel wird kaum die Attraktivität und Dynamik eines realen Spiels erreichen. Was bedeutet das für den Fußball in der Literatur?

Einige Kritiker, wie die bereits erwähnten Dirk Schümer oder Konrad Paul Liessmann, waren und sind der Meinung, der Fußball sei schlicht nicht „literaturfähig". Das Spiel verlange einerseits eine genaue Auseinandersetzung mit der Materie, um mit dem Text nicht nur an der Oberfläche entlang zu gleiten, andererseits sei es so vielschichtig und verschie-

[68] Henschel, Gerhard: Zit. nach: Frenz, Achim u.a. (Hrsg.): Satanische Fersen. Kassel: Agon 1994, S. 43
[69] Liessmann, K.onrad Paul: Treten können, kulturlos. In: Horak, Roman/Reiter, Wolfgang (Hrsg.): Die Kanten des runden Leders. Wien: Promedia 1991, S. 273
[70] Ebd., S. 267f.

den interpretierbar, dass man seine Verwendbarkeit für die Literatur anzweifelt. Schümer fasste zusammen:

> *Die Dramaturgie eines Spiels skandiert ihre eigene Sprache. Wir können ein Fußballspiel, dieses selbstorganisierte Zeichensystem auf grünem Grund, laut mitlesen wie ein Gedicht. Wir können dabei mitleiden wie bei einem spannenden Roman, Furcht und Schrecken erleben, als sähen wir eines von Shakespeares Dramen. Für einen Autor, der mit der linken Hand die vermeintliche ‚Stimmung' auf Platz und Tribüne einfängt, um daran dann seine Theorien über die Gesellschaft zu explizieren, ist der Fußball schlicht zu umfassend. Sperrige Texte aus unsinnlichen Buchstaben sind zu schwach, dieses Gesamtkunstwerk zu fassen. Über Fußball kann man nicht schreiben. Fußball ist selbst Literatur. Alle, die sich mit Fußball befassen – Spieler, Funktionäre, Schiedsrichter, Trainer, Fans, Journalisten – schreiben gemeinsam an einem großen Text und versuchen immer aufs Neue vergeblich, ihn zu entziffern.*[71]

In letzter Konsequenz käme man damit zu dem Ergebnis, dass Fußball als Thema für die Literatur vollkommen ungeeignet sei. Da es aber durchaus Texte gibt, die sich, am Rande oder auch zentral, mit Fußball auseinandersetzen, scheint eine mildere Auslegung angebracht zu sein. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie denn Fußball in der Literatur vorkommt bzw. vorkommen soll:

> *…der größte Teil der Fußball-Literatur findet gar nicht auf dem Fußballplatz statt, sondern thematisiert das Davor und Danach und das Drumherum. Er kann ja auch nicht das Ziel von Literatur sein, ein 90-minütiges Fußballspiel zu poetisieren. […] Fußball ist als eine inszenierte Spielhandlung ja schon selbst ein ‚mediales' Ereignis und somit erscheint es nur folgerichtig, dass uns dieses Spiel fast immer als etwas Erlebtes aus der Zuschauerperspektive vermittelt wird und dass die Geschehnisse außerhalb des Spielfelds dominieren.*[72]

d) Einteilung

Im Sammelband „Fußball – eine Wissenschaft für sich" beschäftigen sich Wissenschaftler aus den verschiedensten Disziplinen von Anorganischer Chemie über Mathematik bis Volkswirtschaft mit dem Phänomen Fußball. Für die deutsche Philologie zeichnet der

[71] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 241f.
[72] Will, Michael: Standardsituationen: Fußball in der Literatur. In: Weigand, Hans-Georg (Hrsg.): Fußball – eine Wissenschaft für sich. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 21 – 46, hier: S. 44

Würzburger Germanist Michael Will verantwortlich. In seinem Artikel unterteilt er die vorkommende Fußball-Literatur in insgesamt sechs Rubriken:

1) *Biographische und autobiographische Texte (Spieler, Trainer, Schiedsrichter, Reporter)*
2) *Fan-Literatur (Fan-Gesänge, Fan-Erlebnisse, Gebrauchsliteratur wie Fußball-Kochbücher, Fanmagazine, Stadionpresse, Sammel-Alben)*
3) *Fachpublikationen (Sportwissenschaftliche und sportdidaktische Lehrbücher, Dokumentationen, Statistiken, Zeitschriften, Magazine)*
4) *Wissenschaftliche Literatur: historisch, soziologisch und philosophisch, vereinzelt auch literaturwissenschaftlich ausgerichtet*
5) *Schöne Literatur (Gedichte, Romane, Dramen): Literatur für Kinder und Jugendliche / Literatur für Erwachsene*
6) *Anthologien, die einige oder alle der genannten Bereiche vermischen*[73]

In dieser Arbeit wird in erster Linie die „Schöne Literatur“ zu Wort kommen, früher oder später werden aber aus fast jedem der beschriebenen Bereiche Texte herangezogen werden, und sei es nur, um die „Schöne Literatur“ besser deuten und einordnen zu können.

[73] Will, Michael: Standardsituationen: Fußball in der Literatur. In: Weigand, Hans-Georg (Hrsg.): Fußball – eine Wissenschaft für sich. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006., S. 21 – 46, hier: S. 24

Kapitel Vier: Texte

a) Erste Spuren

Bereits vor der Entwicklung des Fußballs, wie man ihn heute kennt, rollte der Ball auf dem Papier. Einer begrifflich eng gefassten Definition von „Fußball in der deutschsprachigen Literatur“ würden diese Beispiele zwar zum Opfer fallen, als kurz gehaltene Heranführung an die zentralen Texte sind sie jedoch gut geeignet.

Der Philosoph, Theologe und Mathematiker Nikolaus von Kues, auch bekannt als Cusanus, verfasste an seinem Lebensende, in den Jahren 1462 und 1463, den „Dialogus de ludo globi“ (Gespräch über das Globusspiel). Der in zwei Teile bzw. Bücher (Liber primus und Liber secundus) gegliederte Text handelt vom Aufbau und vom Nutzen des Globusspiels.

> *Diese bemerkenswerte Schrift entstand bei erzieherischen Gesprächen des Kardinals mit den ballverliebten Söhnen des Herzogs von Bayern und kann als erste intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Fußball gelten […]. Der Ball bedeutet für Nikolaus das Symbol der göttlichen und der mathematischen Vollkommenheit. Aber er rollt auch nach dem Prinzip des Zufalls und bringt das Neue in diese verwirrende, unvollkommene Welt, die rund geformt ist wie ein Ball. […] Im Ball fallen die Prinzipien zusammen: Chaos und Ordnung, Vernunft und Irrsinn, Schönheit und Missgestalt, Ruhe und Bewegung.*[74]

Kues, zu dieser Zeit Kardinal des Fürstbistums Brixen und Kurienkardinal des Kirchenstaats, verbindet seine offensichtliche Freude an dem von ihm entworfenen Spiel mit einem höheren Zweck. Er möchte seine Ideen vom Aufbau des Universums und der dem Menschen darin zustehenden Position verdeutlichen. Dank des Spiels mit dem Globus dürfte eine glückliche Vereinigung von Körper und Geist stattgefunden haben, die Kues zu einer bedeutenden Erkenntnis führt:

> *Das philosophische Spiel mit dem Ball versetzte Nikolaus in einen derart ausgeglichenen Seelenzustand, dass ihm seine berühmte Beschreibung des höchsten Prin-*

[74] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 27f.

zips der Welt einfiel: die ‚Coincidencia oppositorum' – die Übereinstimmung der Gegensätze.[75]

Der Text zählt bis heute zu den meistinterpretierten und -zitierten Werken Cusanus': insofern hat der Kirchenmann mit seiner Methode, über ein vorgeblich banales Thema seine Überlegungen zu vermitteln, reüssiert. Gespielt wird das Globusspiel allerdings nicht mehr, höchstens für Ausstellungen in seiner ehemaligen Wirkungsstätte Südtirol, wo es als Kunstprojekt nachgebaut wird.[76] Zu komplex sind die Spielregeln, zu wenig spannend für heutige Geschmäcker das Spiel selbst. Die bedeutungsschwere Meta-Ebene des Globusspiels schadete womöglich ebenfalls der Attraktivität. Im Text kommt Cusanus manchmal sehr schnell von der Rundheit der Kugel zur Ewigkeit.

Im Kreis nämlich, wo es weder Anfang noch Ende gibt, weil kein Punkt in ihm ist, welcher mehr Anfang als Ende wäre, sehe ich das Abbild der Ewigkeit. Darum sage ich nun auch, dass die Rundheit das Abbild der Ewigkeit sei, weil beide dasselbe sind.[77]

Mit den heute in Europa praktizierten „Kugel"- Spielen wie Boccia, Pétanque und dem britischen Bowls haben lediglich entfernte und vom theoretischen Überbau verschont gebliebene Verwandte des Spiels überlebt. Nur in spieltheoretischen Abhandlungen wird dem „ludo globi" noch gehuldigt:

Es handelt sich um eine Art Kegelspiel, das mit einer konkav eingeschnittenen Kugel gespielt wird, sodass die Kugel keine gerade, sondern eine schneckenförmige Bahn beschreibt. Ziel ist es, mit dieser Kugel auf einer in konzentrischen Kreisen gestalteten Spielbahn so nahe wie möglich an das Zentrum heranzukegeln, wobei sich mit der Nähe zum Zentrum auch die erreichte Punktzahlt erhöht.[78]

Ein Beweis dafür, dass der Fußball im deutschsprachigen Bereich seit jeher ein Importprodukt war, ist der erste deutschsprachige Text, bei dem das Spielgerät in einer der heutigen Form verwandten Gestalt rollt: Dabei handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Engli-

[75] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998., S. 28
[76] s. z.B. die Installation „LUDUS GLOBI, bestehend aus Wandgrafik, Teppich, 9 Kugeln, Grafik" von Thomas Feuerstein im Jahr 2009
[77] Kues, Nikolaus von (Cusanus): Gespräch über das Globusspiel. Dialogus de ludo globi. Hamburg: Meiner 2000, S. 12f.
[78] Föcking, Marc: Serio Ludere. In: Hempfer, Pfeiffer (Hrsg.): Spielwelten. Performanz und Inszenierung in der Renaissance. Stuttgart: Steiner 2002, S. 4

schen. Bei William Shakespeares „Die Komödie der Irrungen“ beklagt sich der Sklave Dromio bei seiner Herrin, er werde von jedermann schlecht behandelt:

> *„Am I so round with you as you with me,*
> *That like a football you do spurn me thus?*
> *You spurn me hence, and he will spurn me hither:*
> *If I last in this service, you must case me in leather.”*
>
> *„Bin ich so rund mit Euch wie Ihr mit mir,*
> *Daß ihr mich wie 'nen Fußball schlagt und stoßt?*
> *Hin und zurück nach Lust schlägt mich ein jeder,*
> *Soll das noch lange währn, so näht mich erst in Leder.“*[79]

Diese Übersetzung ins Deutsche stammt von Wolf Heinrich Baudissin und ist aus dem Jahr 1844. Dem Spielgerät wohnt hier das Unstete, Bewegte inne. Dazu betonen die Wörter „rund“ und „Leder“ den Charakter des Fußballs. Das heißt aber nicht automatisch, dass der Autor das Spiel tatsächlich geschätzt haben muss:

> *Es fällt auf, daß diese Wörter in der Pragmatik Shakespeares abwertend verwendet werden. Stilistisch spielt das Vergleichen eine Rolle; als tertium comparationis des Vergleichens fungieren das Schlagen und Geschlagenwerden: Der Fußball wird geschlagen bzw. gestoßen, ein Mensch wird geschlagen. Die geschlagenen Menschen gehören szenisch zu den untergeordneten Personen.*[80]

Shakespeare hat diese Komödie zwischen den Jahren 1592 und 1594 verfasst. Obwohl die Regeln des „Association Football“ erst Jahrhunderte später formuliert werden sollten, ist im Originaltext bereits von „football“ die Rede. Interessant in diesem Zusammenhang ist nun, dass in früheren Übersetzungen, wie jener von Christoph Martin Wieland aus dem Jahre 1762, „football“ noch als „Kugel“ übertragen und „leather“ mit „ledernes Futteral“ übersetzt wird. Dem Übersetzer Wieland dürfte das zur Entstehungszeit auf der britischen Insel vermutlich als Volksfußball praktizierte Spiel, dessen geradezu brutale Seite Shakespeare in diesen Versen hervorhebt, nicht bekannt gewesen sein, oder er war besorgt, die Leserschaft könne mit dem Begriff nichts anfangen. Demgegenüber erfülle der Fußball bei

[79] Shakespeare, William: Komödie der Irrungen. (2. Aufzug, 2. Szene). In: W. S.: Sämtliche Dramen, Band I. Darmstadt: Dt. Bücherbund 1967, S.332

[80] Braun, Günther: Annäherungen an die Fußballsprache. In: Muttersprache #108. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache. Wiesbaden 1998, S. 134 – 145, hier: S. 141

der Übertragung von Baudissin – man beachte das oben angeführte Zitat – *„sogar eine metaphorische Funktion“* und es liegt die Vermutung nahe*, „…dass Baudissin bei einem Englandaufenthalt etwas vom damals gerade wieder populär werdenden Fußballspiel erfahren hat.*[81]

Der Diplomat Baudissin war nun zwar nachgewiesenermaßen in Frankreich, Schweden, Italien, der Türkei und Griechenland, über einen längeren Englandaufenthalt und eine daraus folgende Kennerschaft des Ballspiels ist jedoch nichts überliefert. Man darf aber zumindest festhalten, dass es dem Textsinn mehr nützt als schadet, dass Baudissin den Fußball im deutschen Text nicht entfernt oder ersetzt. Obwohl Shakespeare vom Fußball seiner Zeit nicht sehr angetan gewesen sein dürfte, baut er ihn neben der „Komödie der Irrungen“ auch im „King Lear“ ein, wo der Graf von Kent einen Rivalen als *„elenden Fußballspieler“* beschimpft.[82]

Ziehen wir ein erstes Fazit: Was es bis zur Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert an deutschsprachiger Fußballliteratur gab, befasste sich entweder nicht mit Fußball oder kam lediglich in übersetzter Form in den deutschen Sprachraum. Während bei Nikolaus von Kues das Spiel tiefgründige Kontemplation auslöste, gebrauchte Shakespeare den Fußball als Umschreibung für etwas Brutales, Rohes, etwas, das getreten wird. Diese negative Konnotationen weckende Eigenschaft des Spiels wurde immer wieder gegen den Ballsport ins Feld geführt, so auch im folgenden Text.

b) Karl Planck: Fußlümmelei. Über Stauchballspiel und englische Krankheit (Erste Publikation um 1892, Druckfassung 1898, Nachdruck 1982)

Exemplarisch für die um 1900 grassierende Diskussion zwischen Turnern und Fußballspielern, die oftmals auch mit ausführlichen Beiträgen in Fachzeitschriften und Zeitungen geführt wurde, steht der knapp 20-seitige Text „Fußlümmelei. Über Stauchballspiel und englische Krankheit“ des schwäbischen Professors und Turnlehrers Karl Planck. Im Original-

[81] Pöppl, Michael: Das Runde im Eckigen. Berlin: GRIN 1999, S. 12
[82] Vgl.: Moritz, Rainer: Vorne fallen die Tore. München: Kunstmann 2002, S. 33

Nachwort als „kleine Arbeit“ bezeichnet, erscheint der Text in der „Rundschau“ der „Deutschen Zeitung“, dem Propagandaorgan des Alldeutschen Verbandes. Diese Vereinigung war nicht nur pangermanistisch und völkisch dünkelnd, sie zeichnete sich auch durch bellizistische, expansionistische und zuweilen antisemitische Töne aus. Die körperliche Ertüchtigung durfte in diesem militaristischen Umfeld in erster Linie zur Wehrertüchtigung beitragen und hatte deutsch zu sein. Wenig überraschend konnten sich diese Kreise für den - zumindest damals – zutiefst britischen Sport nicht erwärmen.

Der besonders scharfe, zuweilen unerbittliche Ton der „Fußlümmelei“ sorgte bereits zur Entstehungszeit des Textes für heftige Reaktionen, die von vollkommener Zustimmung über Erheiterung bis zur brüsken Ablehnung reichten. Dennoch dürfte gerade dieser Umstand dazu beigetragen haben, dass Plancks „Fußlümmelei“ bis in die Gegenwart gelesen und besprochen wird, wenn auch in erster Linie als ein, aus seiner Zeit heraus zu verstehendes, Kuriosum. Planck sah sich in der Tradition von Otto Heinrich Jäger, der, so wie der „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn, das Turnen als Mittel zur Ausbildung der Wehrtüchtigkeit sah, im Gegensatz zu Jahn jedoch bis auf einen von ihm entwickelten Eisenstab, jegliche Geräte ablehnte. Was für deutsches Reck und deutschen Barren galt, war natürlich auch für den britischen Fußball gültig. Der Turn- und Gymnasiallehrer Planck sah an seinen Schülern mit eigenen Augen, wie das Gekicke dem puristischen Turnen und deutschen Ballspielen wie Barlauf, Schleuderball und „Schlagball ohne Einschenker“ den Rang ablief.

> *Der Fußballsport kam 1873 zehn Jahre nach der Gründung der FA (Football Association) von den britischen Inseln nach Deutschland und wurde zunächst hauptsächlich von Gymnasiasten gespielt. Sport zu treiben war damals ein Privileg der feinen Leute, und unter Sportausübung wurde in den Turn- und Sportvereinen in erster Linie Turnübungen in Gruppen verstanden, die Harmonie und Disziplin zum Ziel hatten. Der Wettkampfsport Fußball, bei dem auch die individuelle Leistung eines Sportlers im Vordergrund steht, stand in krassem Gegensatz zu diesen Idealen, er wurde als ‚Lümmelei‘ oder ‚Englische Krankheit‘ bezeichnet und seine Ausübung in den Vereinen zunächst fast überall verboten.*[83]

[83] Schulze-Marmeling, Dietrich: Der Siegeszug eines „undeutschen“ Sports. In: ak – analyse & kritik #435. Hamburg 2000

In dieser Atmosphäre ist kurz nach 1890 die „Fußlümmelei“ erschienen, die man ohne weiteres als Streit- oder gar Schmähschrift einordnen kann. Bereits auf dem Titelblatt dominiert eine rustikale Note: Eine Karikatur stellt einen Fußballer in recht unvorteilhafter Weise dar, die den angeblich unkultivierten Charakter des Spiels betonen soll. Dazu gesellt sich ein seltsames, als schwäbisches Sprichwort tituliertes Motto: „*Nehmen Sie meine Grobheit für Höflichkeit, sagte der Pfannenflicker von Leinzell nach der Unterhaltung*.“

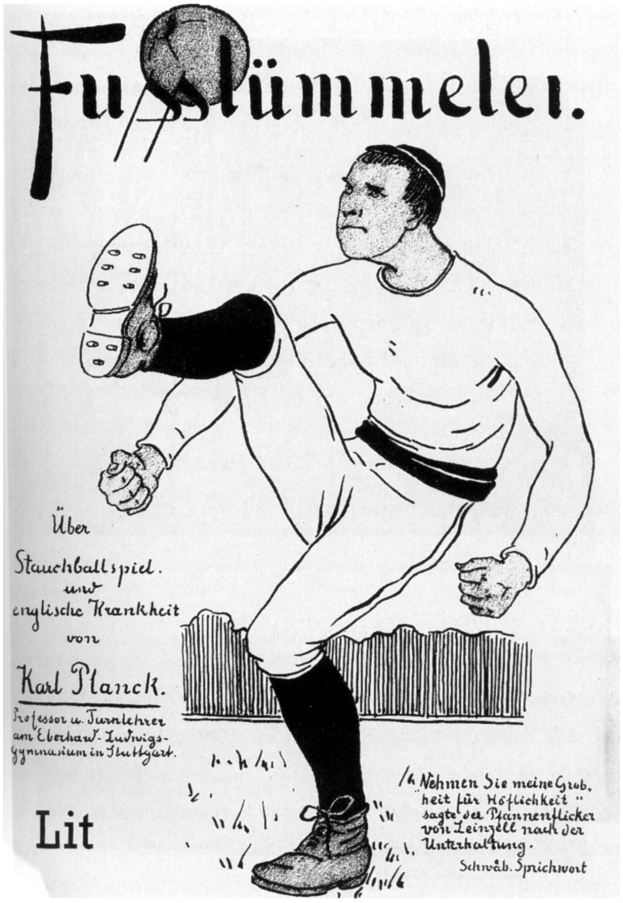

Abb.: Titelbild der Originalausgabe

„Podoböotismus!“ tönt es gleich zu Beginn des Textes. Dieses dem schwäbischen Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer zugeschriebene Wort für Fußkrankheit, verdeutlicht erneut die geringe Meinung, die Planck von dem Ballsport hatte. Er „*möchte wirklich von jedermann verstanden werden. Darum schreibe ich ehrlich, wenn auch sackgrob, deutsch: ‚Fußlümmelei‘.*“[84] Noch treffender findet Planck aber den Begriff „Stauchballspiel“. Damit kommt er zu seinem zentralen Kritikpunkt, nämlich dass die wesentliche Bewegung dieses Sports gegen jegliche ästhetisch Gefühle verstoße:

> *Das Stauchen, der Fußtritt, der ganz gemeine ‚Hundstritt‘ ist es ja, der hier den Ausschlag gibt! Er ist es, der bald stärker, bald schwächer, bald in die Höhe, bald in die Weite, sei’s mit der möglichsten Wucht, sei’s mit der möglichsten Schärfe aufs Ziel geführt, das Spiel entscheidet, den Sieg gewinnt. Was bedeutet aber der Fußtritt in aller Welt? Doch wohl, dass der Gegenstand, die Person nicht wert sei, dass man auch nur die Hand ihretwillen rührte. Er ist ein Zeichen der Wegwerfung, der Geringschätzung, der Verachtung, des Ekels, des Abscheus. So wurde und wird er überall verstanden, wenn er ohne Not angewendet wird.*[85]

Erneut stößt man sich am Stoßen. Es folgt eine recht krude Abhandlung zum Fußtritt. Mit dem Fuß trete er nur, wenn er „*die Hand nicht frei habe oder mich zu beschädigen oder zu beschmutzen fürchten muss*“. Solche Bewegungen überlasse man lieber „*dem dafür bezahlten Hausknecht oder vollzieht […] sie nur moralisch*.“ Denn eine derartige Behandlung sei so gemein, dass „*die Gemeinheit […] schließlich am ‚behandelnden‘ ‚Subjekt‘ hängen*“ bleibe. Plancks nüchternes Fazit: *„Und das ist nun allerdings meine Ansicht über das Fußballspiel: Die unterscheidende Bewegungsform des Spieles ist an sich gemein.“*[86]

Später fügt er dem Urteil der Gemeinheit noch den Begriff „lümmelhaft“ hinzu, wobei der tadelnde Gymnasialprofessor wohl nicht zuletzt an kickende Schüler denkt. Immer wieder kehrt Planck zu diesem Kritikpunkt zurück, zu der unfeinen Bewegung, die den Sport, das Sportgerät und den Sportler gemein und lümmelhaft mache. Doch dem nicht genug: *„Unsereiner erlaubt sich also nicht nur diese Errungenschaft englischen Aftersports, sondern auch das Fußballspiel selbst nicht nur gemein, sondern auch lächerlich, häßlich und wi-*

[84] Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 25
[85] Ebd., S. 26
[86] Ebd., S. 27f.

dernatürlich zu finden." Was könnte noch schlimmer sein? *„Fehlte nur noch, dass auch die Mädchen die liebliche Gewohnheit annähmen! Fußballcancan!"*[87]

Abgesehen von diesem doch etwas monotonen Kritikpunkt werden auch die nationalen Gefühle des stramm deutschen Turnlehrers verletzt. Wie bereits im zweiten Kapitel erwähnt, sah sich der Fußball vor allem aus der deutsch-nationalen Ecke Angriffen ausgesetzt. Obwohl sich das Ballspiel letztendlich in breiter Linie durchsetzen konnte, sollten diese patriotischen Misstöne dem auf dem Kontinent noch jungen Sport anfangs schaden. Die Kritik richtete sich auch gegen das Fachvokabular und war erneut mit der Ablehnung der maßgeblichen Bewegung des Sports verbunden.

> *Hätte aber vor etlichen Jahrzehnten noch ein solcher biederer Turnmeister in allem Ernst die Forderung gestellt, auch der Hundstritt müsse kunstgerecht geübt werden, man hätte den Guten wohl ohne viele Umstände einfach ins Irrenhaus gesteckt. Kommt nun aber so ein Engländer daher, in dessen Gesicht jede Fiber nach ‚boxing' und jede Ader nach ‚kicking' schreit, so ist das, was eben noch närrisch schien, ‚wounderful, marvellous, prodigious' und wird flugs ‚importiert'.*[88]

Planck bekrittelt die *„verfluchte deutsche Fremdsucht"* und zieht seinerseits gegen die anfangs 1:1 aus dem Englischen übernommenen Fachbegriffe des Fußballs vom Leder. Er ist vom Vokabular, das auf den Sportplätzen und in den Sportzeitungen verwendet wird, schockiert: *„Man glaubt sich in die Zeit des tiefsten Niedergangs des deutschen Geistes in und nach dem dreißigjährigen Krieg versetzt."*[89] So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass jene Kräfte, die dem Fußball in Deutschland wohlgesonnen sind, diese Barriere so schnell wie möglich aus dem Weg geräumt haben:

> *Diejenigen, die sich um eine gezielte Einführung des Fußballs in Deutschland bemühen, gehen deshalb einen anderen Weg. Sie versuchen, ‚deutsche Kunstausdrücke des Fußballspieles' einzuführen', um sich keiner unnötigen Kritik auszusetzen. […] captain – Spielwart/Spielkaiser; goal – Mal/Tor; backs – Hinterspieler; goalline – Mallinie.*[90]

---

[87] Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982., S. 29f.
[88] Ebd.
[89] Ebd., S. 42
[90] Eichberg/Hopf: Fussball zwischen deutschem Turnen und englischem Sport. In: Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 49 – 87, hier: S. 50

Für sämtliche Begriffe wurde eine deutsche Entsprechung gesucht. Aus dem „Penalty“ wird „Strafstoß“ bzw. „Elfmeter“, der „Corner“ wird zum „Eckball“ und so weiter. Es bleibt hier anzumerken, dass das Ersetzen der englischsprachigen Ausdrücke in die jeweilige Landessprache nicht in jedem Land gleich schnell und gleich intensiv vonstatten ging und sich manche Begriffe wie Spielkaiser, Spielwart oder Mal nicht in die Gegenwart retten konnten. In Österreich haben sich Begriffe wie Corner, Penalti und Goal wesentlich länger halten können. Einen Sonderfall bietet der „Trainer“, dem der „Betreuer“ nie den Rang ablaufen konnte. In Italien und Spanien ist hingegen der Anglizismus „Mister“ bis zum heutigen Tag für den Trainer geläufig. Die durch mehrere Publikationen zur Kultur- und Sozialgeschichte des Fußballs bekannte Historikerin Christiane Eisenberg zeigt in dem Buch „English Sports und Deutsche Bürger“ aber eine wesentlich wirkungsvollere sprachliche Modifikation auf:

> *Die für den deutschen Fußball wohl wichtigste - und zugleich folgenreichste - Integrationsleistung erbrachten jedoch die Konnotationen, die Spieler und Zuschauer wie selbstverständlich mit dem Spiel verbanden. Wer heutzutage von ‚Angriff‘, ‚Verteidigung‘, ‚Flügeln‘, ‚Flanken‘, ‚Deckung‘ und ‚Schlachtenbummlern‘ spricht, denkt im allgemeinen nicht mehr an die Sprache des Militärs, der diese Begriffe entstammen. In der von sozialer Militarisierung geprägten Atmosphäre der deutschen Gesellschaft der Jahrhundertwende bezeichneten solche Begriffe jedoch ganz konkret den ‚Kriegszustand‘, den das Fußballspiel symbolisierte.*[91]

Karl Planck waren solche Bestrebungen vermutlich nicht bekannt, und sie hätten ihn auch nicht von seiner Aversion abbringen können. Wenngleich er auch immer wieder zur Unbotmäßigkeit des „Hundtritts“ zurückkehrt, hatte er dennoch mehrere Gründe für seine Abneigung. Einerseits die dem Turnen – vor allem der schwäbischen Schule – eigene Verachtung jeglichen Sports, in dem es um den Vergleich, das Messen von Zeiten, Weiten und Höhen, den Wettbewerb und vor allem die Jagd nach Rekorden geht. Hinzu kam die Angst vor der „Verrohung“ der Spieler und die ihnen blühenden körperlichen Schäden. Planck rief den aus „besseren“ Kreisen stammenden Fußballern ihre Rolle als Vorbild in Erinnerung.

[91] Eisenberg, Christiane: „English Sports‘ und Deutsche Bürger. Paderborn: Schöningh 1999, S. 191

> *…spüren sie denn nicht um so mehr die Verantwortung, die darin liegt, wenn sie ein Spiel das leicht, das fast notwendig bei derber angelegten Naturen zur Roheit führt, in alles Volk werfen? […] Die Todesfälle, die durch das Spiel in England allein schon herbeigeführt worden sind, und zwar meist durch Fußtritte an den Unterleib, die Magengrube, gegen das Rückgrat oder gegen den Kopf, zählen allein schon nach Hunderten, wenn nicht nach Tausenden, ganz abgesehen von den übrigen Verletzungen vorübergehender und bleibender Art.*[92]

Die Reaktionen auf diesen starken Tobak, den Planck mit seiner „Fußlümmelei" provozierte, waren, wie eingangs erwähnt, sehr unterschiedlich. Im Nachdruck der Ausgabe aus dem Jahre 1982, in dem der Text heute meist erhältlich ist, sind zwei exemplarische zeitgenössische Stellungnahmen angeführt. Zuerst jene von einem gewissen J. Vollert, einem patriotischen Turner und Turnlehrer, aus der „Zeitschrift für Volks- und Jugendspiele". Seine Besprechung im Nachwort der Ausgabe der „Fußlümmelei" aus dem Jahre 1982 ist mit „Ich bin bekehrt" betitelt und schlägt in dieselbe Kerbe wie Plancks Text. Das wird spätestens bei der Passage *„…ausländisches Wesen macht sich breit und droht unsere bessere Eigenart zu verdrängen"*[93] klar. Die Worte Plancks sind Wasser auf die ideologischen Mühlen des Rezensenten:

> *Ein Ruf zur Besinnung ist das Schriftchen des Prof. Planck […]. So klein ist es (mit dem Nachwort etwa 20 Seiten), hat es doch Wichtigkeit für jeden, dem die körperliche Erziehung unseres Volkes am Herzen liegt: denn es ist nicht mehr und nicht weniger als eine in schroffster Form ausgesprochene Kriegserklärung gegen den Fußball, daneben gegen englisches Sportfexentum und deutsche Fremdennachäffung.[…] Ich will nur noch hervorheben, daß jedem Vaterlandsfreund der warme Herzenston wohl thun muß, in den das Ganze getaucht ist: es redet einer, der sein Volk lieb hat und stolz auf sein Deutschtum ist. Freilich, grob ist die Schrift, hanebüchengrob, 'sackgrob'. […] Und wem in völkischen Dingen das Blut in den Kopf und heftige ungebärdige Worte in die Feder steigen, den begrüße ich als Bundesgenossen.*[94]

Gewiss weiß Vollert - so wie Planck - dem Fußball Gutes abzugewinnen, etwa dass er *„unsere Jugend aus den Kneipen hinausruft in die frische Luft zu scharfer Körperanstrengung"*[95], doch auch bei ihm überwiegen neben den nationalistischen die ästhetischen und ethischen Vorbehalte gegen den Sport. So kommt er abschließend auf seinen Titel „Ich bin

[92] Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 38f.
[93] Ebd., S. 46
[94] Vollert, J.: In: Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster 1982, S. 46f.
[95] Ebd., S. 46

bekehrt“ zurück und schildert die drastischen Konsequenzen für seine Schüler: *„Der Fußball unseres Gymnasiums ist zerrissen – schwerlich […] bestelle ich einen neuen.“*[96]

Gänzlich anders sieht die Stellungnahme von Philipp Heineken aus, einem – ebenfalls schwäbischen – Sportpionier und -publizisten. Er war maßgeblich an der Verbreitung von Fußball, Rugby und Golf in Deutschland beteiligt und Gründungsmitglied des FV Stuttgart 1893, aus dem später der populäre Bundesligaverein VfB Stuttgart hervorgegangen ist. Daneben war er bei der Gründung des Deutschen Fußball-Bunds (DFB) aktiv und dessen erster Vizepräsident.[97] Er entgegnete in seinem Buch „Die beliebtesten Rasenspiele“ bereits 1893 der „Fußlümmelei“ in ablehnender Form. Er spreche dem Autor Planck nicht den Ernst an der Sache ab, aber er habe…

> *…weit über das Ziel hinausgeschossen und einen Schlag ins Wasser geführt. Seine Schrift wurde auf der ganzen Linie der Fußballspieler mit lautem Halloh empfangen und als guter Aprilscherz aufgefasst; in der That dürfte sie sich besser für eine Bierzeitung, denn als Streitwaffe gegen das Fußballspiel eignen, selbst eingefleischte Gegner des Fußballspiels geben zu, die Schrift sei so von dem Hasse des alten Turners gegen die fremdländischen Spiele diktiert, dass sie ihren Zweck vollständig verfehle.*[98]

Natürlich darf man auch Heineken nicht als objektiven Kritiker einordnen. Er war nicht nur begeisterter Propagandist des Ballsports, sondern hat ihn auch mehr als ein Jahrzehnt aktiv betrieben, wie er freimütig bekannte. Dabei seien ihm aber noch keine derart gravierenden Verletzungen, wie Planck sie schildert, untergekommen. Er spricht Planck generell die tiefere Kenntnis des Spiels ab, zählt einige der Fehler der „Fußlümmelei“ auf und endet mit den Worten:

> *Was ist idealer, die Wettkämpfe der Geschicklichkeit und Ausdauer zwischen den amerikanischen oder englischen Studenten beim Fusslümmeln oder das Saufen, Prassen und die Mensuren der Mehrzahl unserer deutschen Studenten, wer ist verrohter, der händelsüchtige Duellraufbold oder der geschickte Podoböoter und Ruderaffe? Die Antwort möge sich jeder selbst und wir Herrn Planck den Rat geben, ‚Schuster bleib bei denen Leisten‘!*[99]

---

[96] Vollert, J.: In: Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster 1982., S. 47
[97] Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Philipp_Heineken_(Sportpionier)
[98] Heineken, Philipp. In: Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 47.
[99] Ebd., S. 48

Heineken steht Planck in Direktheit nichts nach. Zusätzlich zu den sachlichen Argumenten trennt die beiden weltanschaulich so viel, wie Planck mit Vollert vereint. Dass nationaler Dünkel die Hauptantriebskraft für die Niederschrift der „Fußlümmelei“ gewesen sei, streiten im Nachwort zur Ausgabe von 1982 Henning Eichberg und Wilhelm Hopf ab: Es gehe *„weniger um einen Gegensatz zwischen englisch und deutsch als zwischen Turnen und Sport“*[100].

Unter Turnen verstand man um 1900 nicht das Gleiche wie heute. Training war verpönt, das Streben nach Bestleistungen und Rekorden ebenso, geturnt wurde auf eigens angelegten Turnplätzen, die nach heutigen Maßstäben an eine Mischung aus Trimm-Dich-Pfad und Kinderspielplatz erinnern. Es herrschte strenger Drill und mittlerweile vergessene Disziplinen wie Wunderlauf und Tiefsprung wurden praktiziert. Der so grundlegend andere Fußball habe Plancks Abneigung hervorgerufen. *„Damit erscheint Plancks Polemik nicht mehr nur ‚fremd‘ und ‚skurril‘, sondern verweist auf einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess. Eine Form der Körperkultur wurde durch eine andere abgelöst.“*[101] Das deutsche Turnen war aber nie nur Bewegung des Selbstzwecks wegen, wie die Autoren an anderer Stelle bekennen. Als „Turnvater“ Jahn zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Turnen entwickelte, *„tat er dies in der Absicht, einen Beitrag zur Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Fremdherrschaft zu leisten.“*[102] Zur Entstehungszeit der Fußlümmelei, knappe 100 Jahre später, findet man jedoch eine gänzlich andere Situation vor:

> *Mit Revolution und Demokratie hatte der deutsche Nationalismus nun kaum noch etwas zu tun. Man war konservativ und staatstragend geworden. 1871 war das Deutsche Reich entstanden. Allerdings war dieses Deutschland erst relativ spät zum Staat geworden, und aus dieser Situation resultierte eine gewisse Unsicherheit, die zu einer sehr weitgehenden Öffnung bzw. Abschließung gegenüber ‚Fremdländischem‘ führte. Der Fußball ist dafür ein Beispiel.*[103]

[100] Eichberg/Hopf. In: Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982, S. 49 – 87, hier: S. 50
[101] Ebd.
[102] Ebd., S. 52
[103] Ebd.

Es scheint, als arbeite sich Planck in seinem Text am Fußball – als dem großen Negativum – ab. Hier geht es nicht um den Gegensatz Körper versus Geist, hier wird der Fußball aus den eigenen, Körperertüchtigung nicht abgeneigten, Kreisen angegriffen. Der Fußball ist in der „Fußlümmelei" sowohl Symbol für das Fremdländische an sich ist als auch Stellvertreter diverser Sportarten im Gegensatz zum Turnen.

Die gesellschaftlichen und politischen Umstände im deutschsprachigen Raum um 1900 und die damaligen Standpunkte zum „Eindringling" Fußball konnten anhand der Diskussion um die „Fußlümmelei" kurz dargestellt werden. Zwanzig Jahre später tauchten schließlich die ersten deutschsprachigen, literarischen Texte mit Fußballbezug auf.

c) Sport in den „Golden Twenties"

In der Zwischenkriegszeit schaffte der Sport seinen endgültigen Durchbruch bei den breiten Massen. Für diese Entwicklung ausschlaggebend waren zahlreiche politische, soziale und kulturelle Veränderungen im Rahmen der allgemeinen Modernisierung des Lebens. Aufgrund der Reformierung der Arbeitsbedingungen (Arbeitszeitverkürzungen, bezahlter Urlaub) kamen breite Teile der Bevölkerung in den Genuss von Freizeit, welche sie nach ihrem Gutdünken verbringen konnten. Sport wurde zu einer der bedeutendsten Freizeitbeschäftigungen, ganz gleichgültig ob aktiv oder passiv ausgeübt.[104]

Somit gibt es eine plausible Erklärung für die „Popularisierung" des Sports. Doch es waren auch viele Künstler von ihm fasziniert. Für sie war vor allem das Image des Sports anziehend, so Hans Egon Holthusen. Er spricht von einer

> *...Generation, für die der Sport ein Ausdruck der Selbstbefreiung war von den Fesseln der ‚bürgerlichen' Konvention, eine Form des Protestes gegen eine überholte Lebensführung, die wir in unseren vor 1914 groß gewordenen Vätern verkörpert sahen. Die Aschenbahn war für uns ein Sinnbild unserer ‚Modernität', so gut wie das Saxophon, das Stahlrohrmöbel im Bauhausstil und die Gangstermelone des*

[104] Vgl.: Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002.

> *Mackie Messer aus der ‚Dreigroschenoper'. Der Boxring, die Sechstagehalle waren, auch wenn wir uns persönlich für Boxkämpfe und Radrennen nicht interessierten, zu einer verbindlichen literarischen Chiffre geworden, in der ein bestimmtes aktuelles ‚Lebensgefühl' zur Sprache kam.*[105]

Sport wurde mit einem Schlag sowohl Konkurrent als auch Inspirationsquelle für Kunst und Kultur. Einerseits sorgte er gemeinsam mit anderen modernen Vergnügungen wie dem Kino dafür, dass die neu gewonnene Freizeit der (urbanen) Bevölkerung nicht zu einem vermehrten Interesse an kultureller Zerstreuung führte, andererseits fühlten sich zahlreiche Kulturschaffende von der gegenwärtigen und fortschrittlichen Aura der „Sportevents" angezogen.

Jedoch lag es nicht alleine an der Attraktivität des Sports, dass ihn viele der Kunst vorzogen. Bertolt Brecht, ein großer Anhänger des neuen Freizeitvergnügens, kritisierte in einem Kommentar die Selbstgefälligkeit seiner Kollegen und hielt ihnen den Sport als zeitgemäße Kunstform entgegen.

> *In einer Umfrage der ‚Literarischen Welt' haben sich einige Herren zum bemerkenswertesten Kunsterlebnis des Jahres 1929 geäußert. Gerhard Hauptmann nannte die Aufführung eines (eigenen) Stücks, Franz Werfel sprach sich für die Gedichte seiner Freunde aus, Th. Mann bekannte sich zu einer Oper. Ich bedaure alle drei, zünde meine Zigarre an und stimme für das interessanteste Spiel der Deutschen Meisterschaft, Schalke 04 gegen Arminia Hannover, das mit 6 zu 2 endete.*[106]

Während sich weite Teile der damaligen Kulturelite offensichtlich nur mehr selbst feierten, bezeichnete Brecht, der bekanntermaßen nie um eine provokante Position verlegen war, das Fußballspiel Schalke – Hannover als Kunstereignis des Jahres 1929. Und als Provokation muss man dieses Bekenntnis zu dieser Zeit durchaus sehen.

Für Brecht selbst handelte es sich aber sicherlich nicht um eine bloße Pose, schließlich konnte er seine Wahl mit verschiedenen Argumenten begründen, so z. B. mit dem gesunden Verhältnis von Angebot und Nachfrage bei jener Sportveranstaltung:

---

[105] Holthusen, Hans Egon. Zit. nach: Schwarz, Karl (Hrsg.): Dichter deuten den Sport. Bd. 1: Deutsche Dichter. Schorndorf: Hofmann 1967, S. 131

[106] Brecht, Bertolt. Zit. nach: Krauss, Hannes: Fußball und/oder Kultur. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 86 – 89, hier: S. 88

Für einmal fand an einem Kulturereignis kein Nepp statt. Der Gegenwert für das Eintrittsgeld wurde geboten. Keiner der Anwesenden ging ohne das Gefühl, seinen Schnitt gemacht zu haben. Die einzige Beeinträchtigung des Vergnügens bestand in der Abwesenheit des bürgerlichen Feuilletons, dessen Ablehnung sonst jeder gelungenen Veranstaltung ihre besondere Würde verleiht. In der Tat ist die Nachricht noch nicht in die Redaktionen vorgedrungen, dass Fußball als Kunstform den traditionellen Formen Literatur, Theater, Malerei, Musik bei weitem überlegen ist.[107]

Um verstehen zu können, wieso der Fußball als damals noch relativ junge und zweifelhaft beleumundete Sportart plötzlich nicht nur eine anerkannte, sondern sogar eine über die „klassischen Disziplinen" triumphierende Kunstform sein sollte, lohnt es sich, eine zeitgenössische Debatte zum Thema genauer zu betrachten.

d) Sport versus Theater am Beispiel Bertolt Brecht

Eine spezifische Ausformung des Konflikts Sport gegen Kultur wurde am Beginn des 20. Jahrhunderts in Berlin ausgetragen. Das sich in einer (Publikums-) Krise befindende Theater wurde mit den sich immer größerer Beliebtheit erfreuenden Sportveranstaltungen konfrontiert. Ungeachtet der klassischen Distanz zwischen diesen beiden Sphären, suchte man nach den Ursachen, wieso die Leute den Theatersälen fernblieben und stattdessen in den Sportpalast strömten. Überraschenderweise sah man damals das Verschulden vor allem auf Seiten des Theaters.

Die Theaterbranche wurde als verknöcherte Seilschaft dargestellt, die den Kontakt zum Publikum verloren hat. Viele Autoren waren nicht damit einverstanden, dass scheinbar nur mehr für das Feuilleton geschrieben und gespielt wurde. Sie blickten neidisch auf die Begeisterung und Teilnahme des Sportpublikums, welche sie gerne auch in den Theatersälen gesehen hätten. Doch laut Bertolt Brecht fehlte es den Zuschauern schon an der richtigen Einstellung beim Betreten der Spielstätten: *„Wenn man ins Theater geht wie in die Kirche*

[107] Brecht, Bertolt. Zit. nach: Krauss, Hannes: Fußball und/oder Kultur. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 86 – 89, hier: S. 88

oder in den Gerichtssaal, oder in die Schule, das ist schon falsch. Man muß ins Theater gehen wie zu einem Sportfest.“[108]

Die Ursachen für das rege Zuschauerinteresse bei Sportveranstaltungen wurden analysiert, weil man hoffte, daraus auch für das Theater positive Schlussfolgerungen ziehen zu können. Dass das Sportinteresse nicht nur, wie manche meinten, als Gegenreaktion auf die übertriebene Geistigkeit der Vergangenheit gesehen werden konnte, war bald klar. Neben der großen Ähnlichkeit von Sport und Theater, wurde auch Trennendes gefunden, wobei die Differenz eindeutig zuungunsten der Bühne ausfiel:

> *Sport vermittelt seinen Zuschauern unmittelbare Eindeutigkeit, hermeneutische Probleme tauchen erst gar nicht auf, ein 1:0-Sieg in einem Fußballspiel bleibt ein 1:0-Sieg, daran gibt es nichts zu bezweifeln. Die alte Bühnenwelt ist jedoch inzwischen so gesichtslos und interpretationsanfällig, dass die Rezipienten keine kohärenten Sinnangebote, mit denen sie sich identifizieren könnten, an die Hand bekommen. Nur ein neues Theater, eins, das sich zumindest ansatzweise am Sport orientieren würde, könnte das Schauspiel wieder in Eindeutigkeiten versetzen.*[109]

Der bekannteste Bewunderer (und deshalb auch Fürsprecher) des Sports war nun sicherlich der bereits zitierte Bertolt Brecht. Er besuchte die damals „angesagten“ Boxwettkämpfe im Berliner Sportpalast und schloss Bekanntschaften mit prominenten Boxern wie Max Schmeling und Paul Samson-Körner. Brecht, für den der Kampf ein zentrales Motiv seiner Werke bildete, war vom Engagement der Akteure und vor allem des Publikums begeistert.

> *Unsere Hoffnung gründet sich auf das Sportpublikum. Unser Auge schielt, verbergen wir es nicht, nach diesen ungeheuren Zementtöpfen, gefüllt mit 15.000 Menschen aller Klassen und Gesichtsschnitte, dem klügsten und fairsten Publikum der Welt. Hier finden Sie die 15.000 Leute, die die großen Preise bezahlen und auf ihre Rechnungen kommen, auf Grund einer gesunden Regelung von Angebot und Nachfrage.*[110]

---

[108] Brecht, Bertolt: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 23
[109] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000, S. 132
[110] Brecht, Bertolt: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 31f.

Brecht hätte den Sachverstand und die Anteilnahme der Sportzuschauer auch gerne in den Theatersälen gesehen. Um expressionistische Ekstasen oder große seelische Erschütterungen zu durchleben, musste man damals allerdings eher zu einem Sechs-Tage-Radrennen oder einem Fußballspiel als zu einer Theaterpremiere gehen. Dort konnte man laut Brecht leider nur willenlose und von den Zeitungen beeinflusste, unzufriedene Zuschauer vorfinden:

> *Die Verderbtheit unseres Theaterpublikums rührt daher, dass weder Theater noch Publikum eine Vorstellung davon haben, was hier vor sich gehen soll. In den Sportpalästen wissen die Leute, wenn sie ihre Billette einkaufen, genau, was sich begeben wird;[...] Man könnte natürlich sagen, dass es auch noch Publikum gäbe, das im Theater was anderes als ‚Sport' wolle. Wir haben aber einfach in keinem einzigen Falle bemerkt, dass das Publikum, das heute die Theater füllt, irgend etwas will.*[111]

Genauso wie Brecht dem festgefahrenen Theater den Sport als Vorbild vorhielt, schwärmte er, angesichts der ahnungs- und willenlosen Zuschauer in den Theatersälen, für das fachkundige, kritische und leidenschaftliche Sportpublikum. Es hatte für ihn fast den Anschein, als ob sich das jeweilige „Schauspiel" und seine Beobachter wechselseitig beeinflussten. Dass in diesem Fall die Anhänger des Sports von Brecht günstig beurteilt wurden, darf nicht verwundern. In dem bereits erwähnten Artikel über das bedeutendste Kunstereignis des Jahres 1929 sieht das folgendermaßen aus:

> *Das Publikum ist [...] ausschließlich aus Kennern zusammengesetzt. So ist auch Kritik das Markenzeichen des Publikums. Während der Smokingträger in Konzerten oder im Theatersaal auf dem Maul sitzt, treffen wir in den Sportstadien auf einen Menschen, der pfeift, raucht, singt, aber nicht jede Darbietung zu ertragen gewillt ist. (Dass das Fußballpublikum parteiisch ist, ändert nichts an dieser Tatsache: Unparteiische Beobachter verschweigen in der Regel nur, wer sie für ihr Urteil bezahlt hat.) Nun zeugen Rufe wie ‚Elfmeter' oder ‚Schieß doch, du Affe!' von einer geistigen Beweglichkeit, die diejenige eines Smokingpublikums bei weitem übertrifft. Mitdenkende Kommentare wie: ‚Pinseln Sie Ihr Bild abstrakter', ‚Ophelia auswechseln!' würden auch diesem gut anstehen.*[112]

---

[111] Brecht, Bertolt: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 32

[112] Brecht, Bertolt. Zit. nach: Krauss, Hannes: Fußball und/oder Kultur. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 86 – 89, hier: S. 88f.

Was dem Antikapitalisten Brecht beim Sport am besten gefiel, war das gerechte Preis-Leistungs-Verhältnis. Während sich ein gemeiner Arbeiter eine Theaterkarte weder leisten konnte noch wollte, wusste er, dass ihm bei einem Fußballspiel oder Radrennen etwas für sein Geld geboten wird. Sollte er mit dem ihm Dargebotenen nicht einverstanden sein, steht es ihm frei, seinen Unmut lautstark zu äußern, gleichgültig, ob es etwas bewirkt oder nicht. Gefühlswallungen sowohl froher als auch tragischer Art erregten beim Publikum seelische Erschütterungen, die es in Schauspielhäusern nicht mehr finden konnte. Dies alles bewegte Brecht zu Versuchen, echten Sport bzw. Sportatmosphäre in die Theatersäle zu bringen.[113]

e) Joachim Ringelnatz: Turngedichte / Fußball (nebst Abart und Ausartung) (1920)

Im kleinen Berliner Alfred-Richard-Meyer-Verlag erschienen 1920 „Joachim Ringelnatzens Turngedichte“, ein Werk von Hans Bötticher unter seinem damals erstmalig verwendeten Pseudonym Joachim Ringelnatz. Der Autor hatte sich bis dahin unter anderem als Leichtmatrose, Speditionskaufmann, Tabakhändler, Bibliothekar, Soldat und Obst- und Gartenbau-Schüler versucht, meist mit geringem Erfolg. Als Künstler fiel er vor allem im Umfeld der zwei „Simplicissimus“ auf, sowohl auf der Bühne des Schwabinger Kabarettlokals als auch in der gleichnamigen satirischen Zeitschrift. Trotzdem muss seine Existenz als prekär bezeichnet werden, ein Zustand, der ihn bis zu seinem Tod begleiten sollte. Die 1920-er Jahre, sein künstlerisch erfolgreichstes Jahrzehnt, eröffnet Ringelnatz mit dem oben genannten schmalen Band der vierzehn „Turngedichte“.

Über die Motivation von Ringelnatz, sich dem Motiv Turnen und Sport zu widmen, wird bis heute lebhaft debattiert. Waren die Turngedichte typische Spottverse in der kabarettistischen Tradition des 19. Jahrhunderts, sprachkritische Parodien, politisch motivierte Mahnworte, kindliche Wortspielerei, literarische Parodien, der Beginn seiner Selbstparodien? Vieles davon mag wahr sein, nichts absolut stimmen. Davon geht schon Walter Pape

[113] Vgl.: Brecht, Bertolt: Im Dickicht der Städte. Berlin: Propyläen 1927

in seiner Arbeit „Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk“ aus dem Jahre 1974 aus.

Spottverse über die Mode des Turnens gab es bereits im 19. Jahrhundert. Pape führte hierzu Theodor Körner, August von Kotzebue - der übrigens von einem begeisterten Turner aus patriotischen Reihen ermordet wurde - Franz Pocci, Ludwig Eichrodt und Wilhelm Busch an, die zum Teil bereits zu Lebzeiten des „Turnvater“ Jahns gegen die turnenden Zeitgenossen anschrieben.

Grund dafür war, dass Friedrich Ludwig Jahn, bereits erwähnter, omnipräsenter Ahnherr des Turnens, in einer 24-seitigen Erklärung in seinen Vorbemerkungen zu dem Buch „Deutsche Turnkunst“ darlegte, dass seine Anhänger „Turnsprache“ sprechen sollen. Gerichtet war die Attacke gegen *„Sprachschwache und Afterdeutsche, die sich der Wälschsucht ergeben…“*[114] Dagegen hielt er seine Turnsprache, wie Pape festhält:

> *Dann zählt er 65 (!) Zusammensetzungen mit ‚Turn‘- auf, bezeichnet diese Silbe als ‚Deutschen Urlaut‘ und fordert von der Turnsprache als Kunstsprache unter anderem folgende Eigenschaften: ‚ernst, gesetzt, männlich und edel‘, ‚einfach, klar, bündig, herzlich, Deutsch heraus, nicht hinter dem Berg haltend, wahrheitsvoll, volkfaßlich, gleich fern von Schmutz und Putz‘ und schließlich ‚schlecht und recht, kurz, kernig und körnig‘ […] Jahns Kauderwelsch und seine kuriosen Gedanken fordern die Parodie geradezu heraus.* [115]

Im Rahmen seines Gesamtkonzepts zur *„Formung und Erziehung des ganzen Menschen“*[116] sah Jahn neben der körperlichen Ertüchtigung, der Begeisterung für die Nation und der sittlichen Lebensführung auch Sprachpflege vor. Ringelnatz nahm nun diese Facette in seinem „Turner-Marsch“, der sich in der Erstausgabe auf dem Umschlag befindet, aufs Korn. Bereits im dritten Vers hieß es hier *„Turnersprache lasst uns reden“*. Er zitierte und parodierte in Folge zahlreiche Motive der deutschen Patrioten, vom Gleichschritt über die *„germanische Lederjoppe“* bis zum *„deutschen Eichenbaume“*.[117] Kein Gemeinplatz

[114] Jahn, Friedrich Ludwig: Deutsche Turnkunst. Berlin: Selbstverlag 1816, S. XIXf.
[115] Jahn, Friedrich Ludwig. Zit nach: Pape, Walter: Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York: De Gruyter 1974, S. 172
[116] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden‘ In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 102
[117] Ringelnatz, Joachim: Joachim Ringelnatzens Turngedichte. Berlin: Meyer 1920, S. 1

der vaterländischen Turnlieder blieb verschont. So geriet das Gedicht zu einer *„recht bissigen Parodie gegen den Geist des deutschen Turnwesens*“.[118] Dennoch glaubt Pape, dass Kritik am kriegstreiberischen Chauvinismus nicht das Hauptmotiv Ringelnatz‘ gewesen sei, auch wenn er sich von der zeitgenössischen Atmosphäre inspirieren habe lassen:

> *Trotzdem sind die Turngedichte Ringelnatzens nirgends direkt zeitbezogen, sie wären grundsätzlich auch vor dem Kriege denkbar gewesen. Ringelnatz war eben kein ‚politisch zielbewußter Autor‘; er, der 1921 in den Umtrieben der Nazis in München lediglich einen ‚Hautausschlag‘ erblickte, sah nur die grenzenlose Komik der deutschen Turner und war sich überdies der Oberflächlichkeit und partiellen Zotenhaftigkeit mancher Gedichte durchaus bewußt. […] Ringelnatzens ‚Turngedichte‘ wollen keine politische Satire sein; bloß das erneute Aufflammen der kuriosen Verquickung von Turnerei und Vaterland sowie das komische Gebaren der Turner an sich waren Ziel der Parodie.*[119]

Ein Beleg hierfür waren die Reaktionen auf die Gedichte in den rechtsgerichteten Medien. Sie wurden nicht als politisch motivierter Angriff gedeutet, sondern lediglich abwertend als *„Schweinetrog-Poesien“*[120] abgetan. Dieser unpolitischen Deutung Ringelnatz‘ widerspricht Sabine Doering in einem Beitrag zu den „Turngedichten“ aus dem Jahr 2000, laut dem Ringelnatz sehr wohl den ideologischen Hintergrund der Turnbewegung als Zielscheibe seiner dekuvrierenden Kritik genommen habe. Es wäre eine Verharmlosung der Motive des Dichters, würde man den Schwerpunkt auf die sprachspielerischen und kabarettistischen Elemente legen:

> *Ringelnatz ging es in diesem Zyklus nicht allein um die wirkungsvolle Verspottung des von seinen Anhängern mit großem Ernst betriebenen Turnens und um die Karikatur übertriebener Auswüchse, wie man behauptet hat. Vielmehr zielt die fortdauernde Infragestellung des turnerischen Pathos auch auf die Entlarvung der ideologischen Grundlagen der Turnbewegung. Dazu zählen insbesondere der übertriebene Nationalismus nach 1918, die einseitige Verherrlichung des Männlichen sowie – mit beidem eng verbunden – die strenge Disziplinierung der Körper.*[121]

---

[118] Pape, Walter: Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York: De Gruyter 1974, S. 172
[119] Ebd., S. 176f.
[120] Deutsche Tageszeitung, 3. September 1920
[121] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden‘ In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 104

Der vordergründig komische Ringelnatz lasse, so Doering weiter, *„auch die antijüdische Komponente dieser Allianz von Turnen und nationaler Begeisterung anklingen, denn das von ihm zitierte ‚Hepp-hepp' gehörte seit einhundert Jahren, seit den Pogromen von 1819, zum Grundwortschatz des deutschen Antisemitismus."*[122] Bei der bezeichneten Stelle handelt es sich um die Verse *„Braust drei Hepp-hepps und drei Hurras / Um die deutschen Eichenbäume!"*[123] Dass diese Kritik an den antisemitischen Tendenzen der Turner von dem sonst akribischen Pape nicht erkannt oder erwähnt wurde, mag erstaunen. Auch das generelle Urteil, Ringelnatz' Gedichte seien eher apolitisch zu deuten, fällt mit diesem Wissen schwerer. Denn zur Steigerung der Komik mag die Anspielung auf den latenten Antisemitismus der Turner (auch im Jahre 1920) wohl kaum gedacht gewesen sein. Dazu dienten dem Autor eher Methoden wie die Montage, absurde Übertreibungen und grelle Kontraste.

Um die Komik des deutschen Turnens noch deutlicher hervorzuheben, griff Ringelnatz gern auf das Mittel der Wort- und Sprachspiele zurück. Ob mit der Syntax, dem Versmaß, Buchstabenverdrehungen oder Silbentrennungen gespielt wurde, um die Turner lächerlich zu machen, war Ringelnatz beinahe alles recht:

> *Gern nutzt Ringelnatz die exponierte Stellung des Endreims, um die strenge turnerische Disziplin respektlos aufzulösen: ‚Bizepse' reimt sich da auf ‚Schnäpse'; ‚Barrn' auf ‚Harn'; ‚Tau' auf ‚Wauwau'. Doppelte und gespaltene Reime, Reime auf Eigennamen und auf Fremdwörter – eine deutliche Spitze gegen den Sprachpurismus Jahns – ergänzen die Sprachspiele. […] Virtuos bedient sich Ringelnatz auch der Lautmalerei, setzt Dialektwörter an unerwarteter Stelle ein, wechselt wie bei dem Lob der ‚Riesenwelle' zwischen normal- und fachsprachlicher Bedeutung eines Begriffs, vertauscht die Bestandteile von Komposita (‚Sitzwelle' – ‚Wellensittich') und benutzt das Verfahren der Tmesis, also der Aufspaltung eines Wortes in seine Bestandteile, im Widerspruch zu den Gesetzen der Wortbildung.*[124]

Der turnerische Wille strebte dahin, über den Körper den ganzen Menschen für hehre Ideale zu disziplinieren. Darauf antwortete Ringelnatz *„mit fröhlicher Anarchie. Der Auflösung*

---

[122] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden' In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000., S. 101 – 108, hier: S. 101
[123] Ringelnatz, Joachim: Joachim Ringelnatzens Turngedichte, Berlin: Meyer 1920, S. 1
[124] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden' In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 103f.

der starren Körperordnung entspricht die Auflösung fester semantischer und grammatischer Strukturen.“[125] Seine Turner haben Mund- und Schweißgeruch, sind nach exzessiver Praxis unförmig oder gar versehrt. Es galt, ein komisches Bild zu erzeugen. Bei Ringelnatz wurden die *„Athleten, Boxer und Ringer zu geistlos tierischen Muskelmenschen“*[126], womit der wohlbekannte Gegensatz Körper versus Geist wieder einmal bemüht wurde. Ein trainierter Körper steht nicht für vorbildliche Wehrhaftig- und Männlichkeit, sondern *„erscheint hier als sinnlose Kraftprotzerei“*[127].

Was allerdings nicht heißen soll, dass Ringelnatz der Welt des Geistes mehr Respekt entgegengebracht hätte. In vielen seiner Turngedichte parodierte er bekannte Autoren, ihre Motive, ihren Tonfall, den formalen Aufbau ihrer Gedichte, ganz allgemein ihren Stil. Von Klassikern wie Goethe und Heine über die damalige Moderne wie Rilke und Stefan George bis zu den Expressionisten, blieb niemand verschont. Mit einer beachtlichen Wandelbarkeit und einer facettenreichen Kunstfertigkeit ahmt er die diversen Epochen und Gattungen nach. *„Die abwechslungsreiche Liste der kunstvollen Wortspiele und der intertextuellen Verweise demonstriert eindrucksvoll Ringelnatz‘ kabarettistisches Talent, das den Turngedichten rasch große Popularität verschaffte.“*[128]

Dabei überrascht die profunde Kenntnis, die Ringelnatz von der Materie besessen haben muss. Fachbegriffe und die Namen der einzelnen Übungen stimmen bis ins Detail, ein Wissen, das wahrscheinlich aus des Autors Schul- und Militärzeit stammte. Der Autor soll als junger Mensch stets dem Klischee des ungelenken Geistesmenschen entsprochen haben, Pape meinte sogar, er habe aus dieser Zeit ein lebenslanges Turn-Trauma behalten. Aufgrund der Kenntnis der persönlichen Aufzeichnungen des Autors geht Pape davon aus, dass der Autor sich seiner aus der Schul- und Militärzeit stammenden Dämonen entledigen will:

---

[125] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden‘ In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 107
[126] Pape, Walter: Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York: De Gruyter 1974., S. 179
[127] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden‘ In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 105
[128] Ebd., S. 104

Was Schule und Militär in seinen Gedanken verbindet, ist das Gefühl der Minderwertigkeit, das er beim Turnen und Exerzieren drückend empfunden haben muß. Als er bei Dr. Gasch (seinem Turnlehrer, Anm.) turnte, trug er noch seine langen blonden Locken und war bei den Übungen gewiß auch wie sonst das Gespött der Mitschüler.[129]

Die Turngedichte als Befreiungsschlag also? Oder ist die Wahl populärer oder zumindest zeitgenössischer Werke, vermischt mit greller, oft provokanter Sprache und dem polarisierenden und aktuellen Thema Sport, weit profaner zu werten? War es ein „auf-Nummer-sicher-Gehen" des dringend den Erfolg suchenden Autors Ringelnatz, der dieser explosiven Mischung nur eine Prise Humor beizumengen brauchte, um einen sicheren Publikumserfolg einzufahren?

Die meisten Gedichte hatten eine spezifische turnerische Übung zum Vorbild, etliche waren erfundene Biographien von – besonders lächerlichen – Turnern. Hinzu kommen jene Gedichte, die eine außerhalb des klassischen Turnens angelegte Sportart abhandelten. So wie das den Fußball thematisierende Gedicht „Fußball (nebst Abart und Ausartung)".
Das Fußball-Gedicht war schon in der Erstausgabe von 1920 enthalten, in der um 15 Gedichte erweiterten Neuauflage von 1923 wurde das Feld um etliche Sportarten erweitert. Erstaunlich daran ist, dass für Ringelnatz der Gegensatz Turnen versus Englischer Sport scheinbar nicht existiert haben dürfte. Vielleicht schielte er aber auch - wie weiter oben angedeutet - auf die damals bereits ansehnliche Popularität des Sports. Im Folgenden nun der Text, zwar gekürzt, dennoch ausführlich genug wiedergegeben, um sich ein Bild von Ringelnatzens „Turngedichte" machen zu können:

Fußball (nebst Abart und Ausartung)

Der Fußballwahn ist eine Krank-
Heit, aber selten, Gott sei Dank.
Ich kenne wen, der litt akut
An Fußballwahn und Fußballwut.
Sowie er einen Gegenstand
In Kugelform und ähnlich fand,
So trat er zu und stieß mit Kraft

[129] Pape, Walter: Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York: De Gruyter 1974., S. 162

Ihn in die bunte Nachbarschaft.
Ob es ein Schwalbennnest, ein Tiegel,
Ein Käse, Globus oder Igel,
Ein Krug, ein Schmuckwerk am Altar,
Ein Kegelball, ein Kissen war,
Und wem der Gegenstand gehörte,
Das war etwas, was ihn nicht störte.
Bald trieb er eine Schweineblase,
Bald steife Hüte durch die Straße.
Dann wieder mit geübtem Schwung
Stieß er den Fuß in Pferdedung.
Mit Schwamm und Seife trieb er Sport.
Die Lampenkuppel brach sofort.
Das Nachtgeschirr flog zielbewußt
Der Tante Berta an die Brust.

Kein Abwehrmittel wollte nützen,
Nicht Stacheldraht in Stiefelspitzen,
Noch Puffer außen angebracht.
Er siegte immer, 0 zu 8.
Und übte weiter frisch, fromm, frei
Mit Totenkopf und Straußenei.
Erschreckt durch seine wilden Stöße,
Gab man ihm nie Kartoffelklöße.
Selbst vor dem Podex und den Brüsten
Der Frau ergriff ihn ein Gelüsten,
Was er jedoch als Mann von Stand
Aus Höflichkeit meist überwand.
[…]
Was beim Gemüsemarkt geschah,
Kommt einer Schlacht bei Leipzig nah.
[…]
Genug! Als alles dies getan,
Griff unser Held zum Größenwahn.
Schon schäkernd mit der U-Bootsmine
Besann er sich auf die Lawine.
Doch als pompöser Fußballstößer
Fand er die Erde noch viel größer.
Er rang mit mancherlei Problemen
Zunächst: Wie soll man Anlauf nehmen?
Dann schiffte er von dem Balkon
Sich ein in einem Luftballon.
Und blieb von da an in der Luft,
Verschollen. Hat sich selbst verpufft. –

Ich warne euch, ihr Brüder Jahns,
Vor dem Gebrauch des Fußballwahns![130]

Diese insgesamt 62 Verszeilen markierten den Beginn der deutschsprachigen Fußball-Lyrik. Dass es sich dabei um die humoristischen Verse eines Nonsense-Dichters handelt, macht die Interpretation nicht leichter, zu viele doppelte Böden und angebliche oder tatsächliche kabarettistische Elemente sind in ihnen angelegt. Mal stößt man sich an den gar zu billigen Reimen wie „Brüste und Gelüste", ein andermal wird konstatiert, das Gedicht leide angeblich über die doch recht stattliche Distanz an schwindender Originalität. Am Besten sei noch der Anfang:

> *…der mit seinem morphologischen Enjambement von der ersten zur zweiten Zeile doch einigermaßen überrascht. Mit Ausnahme vielleicht des Schlusses, der ein wenig nach Wilhelm Busch klingt: ‚Ich warne euch, ihr Brüder Jahns,/ Vor dem Gebrauch des Fußballwahns!'*[131]

Das im Gedicht negativ und reichlich gebrauchte Motiv des Treten des Balles könnte in der Tradition der „Fußlümmelei" als ästhetische Kritik am Spiel gesehen werden - oder hat Ringelnatz das Treten in neue Zusammenhänge gebracht und literarisch geschickt transformiert? Rainer Moritz behauptet in seinem Aufsatz „Das unfähige Leder", dass dies Ringelnatz gelungen sei und er damit einige der Kardinalfehler der Fußballliteratur umschifft habe.

> *Ob symbolisch überhöht, ob sozialkritisch ausgeleuchtet, immer wieder verführt er (der Fußball, Anm.) seine Interpreten dazu, ihn mit Bedeutungsebenen zu überlagern und sein ureigenes Potenzial gering zu achten. Anders gesagt: Der Fußball und das von ihm dargebotenen sprachliche Material bietet ein Experimentierfeld, das die Literaten des 20. Jahrhunderts vergleichsweise selten ausgeschöpft haben.*[132]

Der aktive Sportler ist auch hier – so wie bei den Turnern – ein aus der Bahn geratener, grotesk überzeichneter Fanatiker. *„Der vom ‚Fußballwahn' besessene fröhliche Sportler ist durchaus kein sittlich gereifter Deutscher, wie ihn die Anhänger Jahns als Wunschbild*

[130] Ringelnatz, Joachim. Turngedichte. München: Wolff 1923, S. 31ff.
[131] Will, Michael: Standardsituationen: Fußball in der Literatur. In: Weigand, Hans-Georg (Hrsg.): Fußball – eine Wissenschaft für sich. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 21 – 46, hier: S. 31
[132] Moritz, Rainer: Das unfähige Leder. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 6 – 11, hier: S. 9

ihrer turnerischen Erziehung vor Augen hatten.“[133] Vielmehr scheint er den Bezug zu jeglicher Realität außerhalb der Welt des Fußballs verloren zu haben und tritt nach allem, was sich ihm als tretbarer Ballersatz in den Weg stellt.

> *Er präsentiert sich damit als eine Art ‚Wüterich‘, wie er in Doktor Heinrich Hoffmanns Struwwelpeter vorkommt – nur aus dem Kind in den Erwachsenen gewendet. Statt das Turninstrument, den Ball, zu beherrschen und diszipliniert für athletische Übungen einzusetzen, beherrscht das Instrument den Turner und unterwirft sich ihm radikal. Damit ist eine Verkehrung vorgenommen, die auf die parodistische Grundfigur des Textes insgesamt zurückverweist.* [134]

Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Karl Riha stellt sich ebenfalls die Frage, wie politisch engagiert man die Gedichte von Ringelnatz deuten darf. Auf der einen Seite spielt er im Fußball-Gedicht auf die Völkerschlacht von Leipzig und U-Boot-Minen als Reminiszenz an den gerade erst überstandenen Ersten Weltkrieg an. Andererseits warnt Riha trotz dieser Verweise auf aktuelle politische Ereignisse vor einer Fehlinterpretation, die sich zu sehr auf diese Hinweise stürzt.

> *Sie treten jedoch nicht so bestimmend in den Vordergrund, daß man wirklich von einer politischen Satire sprechen könnte; sie werden lediglich punktuell in Anschlag gebracht und bilden keinen fixen Deutungszusammenhang. Der Fall ist humoristisch gemeint. Darauf deutet – in formaler Hinsicht – das komische Enjambement der beiden ersten Zeilen hin: ‚Der Fußballwahn ist eine Krank- / Heit, aber selten, Gott sei Dank.‘ - Es ist Wilhelm Busch nachempfunden…* [135]

Fest steht: In Ringelnatz‘ Versen findet keine gelungene Symbiose von Körper und Geist statt. Wer das eine überstrapaziert, lässt das andere verkümmern und riskiert obendrein noch Verletzungen seiner selbst und Dritter. Im Vergleich zu den Gedichten, die das Turnen im engeren Sinne behandeln, scheint Ringelnatz vom Fußball nicht ganz so tiefgehende Kenntnisse besessen zu haben. Das Motiv des Tretens wird bei ihm dafür ausgiebig verwendet, mit ähnlich negativen, von aggressiv bis wahnsinnig reichenden, Zuschreibun-

[133] Doering, Sabine: ‚Turnersprache lasst uns reden‘ In: Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000, S. 101 – 108, hier: S. 104
[134] Riha, Karl: Fußball-Poesie. In: Herzog, Markwart (Hrsg.): Fußball als Kulturphänomen. Stuttgart: Kohlhammer 2002, S. 123 – 137, hier: S. 127
[135] Ebd., S.128

gen versehen, wie bei Planck. Ein vernünftiger Mensch, jemand, der seinen Verstand benützt, hat in den bis dato besprochenen Texten noch nicht gegen den Ball getreten.

f) Melchior Vischer: Fußballspieler und Indianer (1924)

Das nächste Kuriosum? Als solches wird das Stück „Fußballspieler und Indianer" in einigen Fußballlesebüchern auszugsweise präsentiert. Im Werk des größtenteils vergessenen Melchior Vischer fügt sich der Text jedoch – sowohl was die Wahl der Motive als auch die vermittelte „Botschaft" betrifft – nahtlos ein. „Fußballspieler und Indianer" war ein Kind seiner Zeit, verfasst von einem aktuelle Themen und Trends aufspürenden Autor. Dazu vorweg einige Bemerkungen zu dem bewegten Lebenslauf Vischers:

Als Emil Walter Kurt Fischer in Teplice geboren, geht der Deutschböhme nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zum Studium der Fächer Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie und Mathematik nach Prag. Er schreibt Theaterstücke und arbeitet als Theater- und Filmkritiker beim Feuilleton der Tageszeitung „Prager Presse". Dort kann er auch literaturtheoretische Essays und Erzählungen veröffentlichen. Vom Expressionismus kommt er – nicht zuletzt durch seinen Briefverkehr mit Tristan Tzara – zum Dadaismus, als dessen Prager Außenposten er sich bald betrachten darf. Dem 1920 veröffentlichten Roman „Sekunde durch Hirn" kommt die Ehre zuteil, *„das erste in Buchform erschienene längere deutschsprachige Prosawerk in dadaistischer Manier"*[136] zu sein. Ob es an seiner isolierten Stellung in Prag oder doch an seinem seltsamen weiteren Lebensweg liegt, dass Vischer – wie er sich ab 1920 nennt – trotz dieses Meilensteins für die Bewegung in den meisten Dada-Anthologien fehlt, ist umstritten.

Vischer wagt 1923 den Schritt weg aus Prag in die Weimarer Republik. Er wirkt als Dramaturg und Regisseur an mehreren, meist kleineren Theatern in der Provinz. 1927 versucht er, als freier Schriftsteller in Berlin Fuß zu fassen, was jedoch grundlegend misslingt. Er findet keinen Anschluss an die tonangebenden kulturellen Kreise der Metropole und sieht

[136] Engel, Peter: Die Wandlungen des Melchior Vischer. In: Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991, S. 417 – 437, hier: S. 417

sich gezwungen, gemeinsam mit seiner Ehefrau triviale Unterhaltungsromane zu verfassen. Nebenher widmet er sich der Lyrik und schreibt zwei Monographien („Münnich: Ingenieur – Feldherr – Hochverräter", Frankfurt am Main, 1938 und „Jan Hus. Sein Leben und seine Zeit", Frankfurt am Main, 1940). Anfang der 1940er-Jahre veröffentlicht er unter seinem Geburtsnamen noch zwei Jugendromane, die, grob gesprochen, die Indianerromantik bedienen.

Zu seiner relativen Unbekanntheit mag neben seiner Isolation – anfangs in Prag und am Schluss in Berlin – und dem Abdriften in die seichten Gewässer der Literatur auch der Umstand beigetragen haben, dass sich Vischer politisch mehrmals ungeschickt verhalten hat, um es vorsichtig auszudrücken. Christian Jäger hat dies in dem Text „Der Anbiedermann als Brandstifter. Melchior Vischer und der Nationalsozialismus"[137] ausführlich dargelegt. Vischer wurde am 1. Mai 1933 NSDAP-Mitglied und hat in einem Brief aus dieser Zeit an einen Beamten des Kultusministeriums seine Sympathien für die Bewegung betont:

> *Für den nationalen Kulturaufbau der preussischen Bühnen wird man jetzt produktive Köpfe als Leiter brauchen und heranziehen – daher möchte ich heute erklären, dass ich an diesem Wiederaufbau begeistert mitarbeiten möchte, da ich seit 1928 der Idee des Nationalsozialismus nahestehe.*[138]

Vischer schildert weiter, dass ihm aufgrund ideologischer Differenzen der Zugang zu der Berliner Theaterszene verwehrt geblieben sei. Bereits 1932 hat er unter dem Pseudonym Heinrich Riedel den Zeitungsroman „Sudetendeutsche Tragödie" verfasst, der von rassistischen Vorurteilen durchsetzt ist. Es treten fleißige deutschböhmische Bauern, slawische Räuber und jüdische Verschwörer auf. Alle Protagonisten besitzen die ihnen klischeehaft zugeschriebenen äußeren und charakterlichen Eigenschaften, wie Jäger bitter bilanziert:

> *So weit zu der ‚Sudetendeutschen Tragödie', die auch eine Tragödie des Verfassers darstellt, der mit diesem Text den Tatbestand erfüllt, der auch heutzutage Volksverhetzung genannt wird. Die karikaturenhaft verzerrte Darstellungsweise postuliert 1932 die Notwendigkeit, das Unrechtsregime der Tschechen zu beenden, damit*

[137] Jäger, Christian: Der Anbiedermann als Brandstifter. In: Delabar, Walter u.a. (Hrsg.): Spielräume des einzelnen. Berlin: Weidler 1999, S. 169-184

[138] Vischer, Melchior. Zit. nach: Jäger, Christian: Der Anbiedermann als Brandstifter. In: Delabar, Walter u.a. (Hrsg.): Spielräume des einzelnen. Berlin: Weidler 1999, S. 169-184, hier: S. 169

> *nicht gutgläubige Deutsche weiterhin dem Terror zum Opfer fallen. Daß hier jegliche Schamschwelle überschritten wurde, ahnt offenbar auch Vischer, sonst hätte er seinen bürgerlichen oder den pseudonymen Namen zur Autorenangabe genutzt. […] 1932 gab es für keinen Schriftsteller, der nicht bei den Nazis etwas werden wollte, die Notwendigkeit, solche Brandschriften zu verfassen.*[139]

Die Monographien sieht Jäger ebenfalls als problematisch an. „Münnich" huldige dem Führerprinzip, und in „Jan Hus" demontiere Vischer den tschechischen Nationalheiligen als *„welt- und volksfremden Linksradikalen, […] der nicht nur zu Recht verurteilt wurde, sondern auch selbst an seinem Untergang schuld trägt […]."*[140] Es sollte nicht der letzte politische „Fehlgriff" Vischers bleiben. In den 1950er–Jahren geht Vischer in den Ostteil Berlins, da er an eine Anstellung bei der Zeitschrift „Neues Deutschland" glaubt und ihm angeblich die Wiederveröffentlichung einzelner Werke versprochen wurde. Aber auch diese letzte Hoffnung, in den Literaturbetrieb zurückzukehren, sollte sich zerschlagen:

> *Vischers Artikel landeten beim Staatssicherheitsdienst, statt im Feuilleton. Enttäuscht kehrte er in den Westen zurück, lebte mit seiner zweiten Frau und ihren Kindern bis 1958 von Arbeitslosenunterstützung. Nach der Scheidung arbeitete er von 1958 bis zur Pensionierung 1960 als Bibliothekar in der Städtischen Bibliothek in der Dudenstraße. Danach zog er sich völlig zurück und starb am 21. April 1975 in Westberlin.*[141]

„Fußballspieler und Indianer" ist 1924 während des Engagements Vischers in Würzburg entstanden, weit vor seinen politischen „Kapriolen". Der Autor bezeichnet das Schauspiel in acht Aufzügen im Vorwort folgendermaßen: *„Für die Alte Welt eine Tragödie, für die Neue Welt eine Komödie und umgekehrt."*[142] Hans-Peter Hartmann sieht in seinem Artikel „Alpenzu er schritt" bereits in diesen Vorbemerkungen eine Dualität angelegt, nämlich *„die Gegenüberstellung der westlichen Kultur mit der indianischen, einer technisierten, entfremdeten Gesellschaft mit einer ursprünglichen, naturverbundenen"*.[143] Vischer unter-

---

[139] Jäger, Christian: Der Anbiedermann als Brandstifter. In: Delabar, Walter u.a. (Hrsg.): Spielräume des einzelnen. Berlin: Weidler 1999, S.169 – 184, hier: S. 173
[140] Ebd., S. 181
[141] Hartmann, Hans-Peter: Alpenzu er schritt. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie. St. Ingbert: Röhrig 1997, S. 209 – 229, hier: S. 214
[142] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 5
[143] Hartmann, Hans-Peter: Alpenzu er schritt. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie. St. Ingbert: Röhrig 1997, S. 209 – 229, hier: S. 227

lasse es jedoch, so Hartmann, diese unterschiedlichen Sphären wertend zu beschreiben, in gute und schlechte Gesellschaften oder Menschen einzuteilen.

Der Protagonist des Stücks, Bill, ist ein fußballspielender Kraftprotz, der nach einer Verletzung nicht mehr zu seiner alten Form zurückfindet und das mit dem Verlust der Wertschätzung bei Fans, Kollegen und den Fußballfunktionären zu spüren bekommt. Er hält dies für Undankbarkeit und klagt im Stück:

> *Erst habt ihr mich gekauft, dann habt ihr meinen Speichel gefressen! Meine Ohren sind heut noch taub von eurem blöden Geschrei! (Bitter) Für euch hab ich Goals geschossen! – Weil's jetzt mit der Haxe nicht mehr recht geht, laßt ihr einen alle im Stich!*[144]

Im Schlepptau einer Eisenbahnexpedition gerät er zu einem Indianerstamm in Amerika. Er schließt sich dem Stamm an, wird sogar Häuptling, kann aber vor seinen Problemen nicht fliehen, wie Hartmann hervorhebt:

> *Hier aber zeigt sich erst, daß er eigentlich nirgendwo hingehört, weil eine Verbindung, ein Kompromiß zwischen westlicher und indianischer Welt nicht möglich ist. Diese Zerrissenheit spiegelt sich in Bill vollkommen wieder: Er flieht von seinem Stamm, arbeitet als Kohlenschipper bei der Eisenbahn, dem Symbol Vischers für Modernität, Geschwindigkeit, Bewegung; doch sobald Bill wieder ‚zuhause' ist, weiß er, daß er auch dort nicht mehr hingehört.*[145]

Das Bühnenpersonal der westlichen Welt wird mit ähnlichen Charakteren in der indianischen Welt gespiegelt. Der indianische Bill heißt Opito, er gelangt zu demselben Verein, bei dem Bill gespielt hat und nimmt dessen Rolle als Starspieler ein. Er fügt sich dem Fortschritt, scheint in der Stadt sogar zufriedener zu sein: *„Das Gras der Prärie macht die Füße weich und die Hände schwermütig. Benzin und Fußballtraining vertrieben mir alle Schwermut. Ihr seht alle nicht, daß Asphalt hart macht und glücklich!"*[146] Am Schluss

---

[144] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 146

[145] Hartmann, Hans-Peter: Alpenzu er schritt. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie. St. Ingbert: Röhrig 1997, S. 209 – 229, hier: S. 227

[146] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 141

kehrt er jedoch zu seinem Stamm zurück, und es kommt zu einem Finale, im Zuge dessen er Bill im Zweikampf tötet. Dann richtet er sein Wort an den Stamm:

> *OPITO zu den Indianern „Ich führe euch einer neuen Zukunft entgegen. Aber zuerst muß hier Baum auf Baum fallen. Denn der Wald ist uns böse. Er muß ausgerottet werden! […] Aus den Bäumen werden Goalstangen, aus den Plätzen, wo die Bäume standen, Fußballplätze! – Dann wollen wir die Büffel jagen: Ihre Haut brauchen wir zum Leder, das Leder zu den Bällen!"*[147]

Auf den ersten Blick scheint die Handlung weit hergeholt und arg konstruiert. Doch bereits in den Motiven des Baumfällens und der Eisenbahn sieht Sigrid Hauff, die 1984 „Fußballspieler und Indianer" gemeinsam mit dem Stück „Chaplin" wiederveröffentlicht hat, konkrete Anknüpfungspunkte an Vischers Lebenswelt:

> *In direktem Zusammenhang mit dem Ausbau der Eisenbahnen steht die Abholzung der tschechoslowakischen Wälder für Eisenbahnschwellen. Holz war wichtigstes Exportgut der Tschechoslowakei. So ist in ‚Fußballspieler und Indianer' die Klage um den Wald, der vor der neuen Zeit zurückweicht, zu verstehen.*[148]

Wie kam nun aber Vischer auf die Idee, ausgerechnet Fußball als Symbol des modernen Westens zu nehmen, und das in einem weit größeren Textumfang als technische Innovationen oder Anklänge an die Moden der Zeit? Hauff sieht plausible Gründe in der Biographie Vischers:

> *1924, zu der Zeit, als Vischer ‚Fußballspieler und Indianer' schrieb, wurde die Einführung des Professionalismus in den Prager Fußballvereinen in der ‚Prager Presse' heftig diskutiert. […] In den Fußballreportagen der ‚Prager Presse', die meist auf derselben Seite erschienen wie Vischers Theater- und Filmkritiken, findet sich das Fußball-Vokabular, das Vischer in seinem Theaterstück benützt.*[149]

Tatsächlich stehen im Stück der „Fußballagent Schimsa", den man heutzutage als Spielervermittler bezeichnen würde, und seine Praktiken lange Zeit im Mittelpunkt. Von und mit ihm wird über den Geschäftscharakter des Fußballs gesprochen. Er preist Spieler gern als „erstklassige Ware" an, vermag sein allein ausschlaggebendes Interesse am Profit nur

[147] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984., S. 181
[148] Ebd., S. 283
[149] Ebd., S. 283

schwer zu verbergen. Schimsa rechtfertigt sein Engagement mit den Worten: *„Fußball ist jetzt die einzige moralische Geschäftsquelle!“*[150] An vielen weiteren Stellen werden in den Dialogen Anklänge an die Geschäftswelt laut. So etwa, wenn es heißt: *„Fußballspieler sind heute begehrter als Industrieaktien!“* und *„Alles was auf Muskelbasis ruht, hat Zukunft, ist Zukunft[…]. Ein wenig Natur in den asphaltierten Kasernenstädten und den Benzinbehältern unseres Lebens.“* [151]

Schimsa ist ein Propagandist und Profiteur des in der Prager Presse besprochenen Professionalismus im Fußball, ein damals vieldiskutiertes Thema. Denn in den einzelnen Ländern wurde, je nach ideologischer Ausrichtung der Verbände, höchst unterschiedlich mit dem Thema umgegangen. In England gab es seit 1885 einen professionellen Betrieb. Die Fußballspieler wurden für den Sport bezahlt, und nicht mehr mit Schwarzgeld und Scheinbeschäftigungen in Unternehmen der Mäzene und Präsidenten entlohnt, wie dies vorher die Regel gewesen war. Die erste Profiliga außerhalb Englands wurde im Jahr 1924 in Österreich ausgespielt, was wohl auch zu den zeitgleichen Debatten in Prag geführt haben mag. In Deutschland dauerte es gar bis zum Jahr 1963, ehe die Bundesliga eingeführt wurde, allerdings hatten die Spieler anfangs lediglich Halbprofi-Status und es gab Gehaltsobergrenzen.

Der bezahlte Fußballer als Popstar also und als Repräsentant des Zeitgeists – Schimsa skizziert dies mit den Worten: *„Man wird Operettenschlager auf ihn komponieren: man wird den Rhythmus seines Goalschusses erforschen und nach diesem Rhythmus den nächsten Modeshimmy tanzen!“*[152] Für den am Beginn des Stücks noch fußballbegeisterten Bill zählt hingegen nur die Freude am Spiel, wenngleich auch mit vollem Einsatz, *„denn der Tod am Fußballplatz ist heldischer als der am Schlachtfeld…“*.[153] Er will sich und seine Leidenschaft für das Spiel nicht verkaufen, wohingegen Schimsa ihn davon zu überzeugen versucht, dass Fußball eine Erwerbstätigkeit ist, eine privilegierte noch dazu, wie er Bill gegenüber bekennt:

---

[150] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984., S. 142
[151] Ebd., S. 17
[152] Ebd., S. 18
[153] Ebd., S. 22

> *Wie würde ich glücklich sein, könnte ich Fußball spielen! Wie würde ich größenwahnsinnig sein, könnte ich so spielen wie Sie! Allerdings, ich würde aus dieser einmaligen, großen Kunst einen Beruf machen!*[154]

Doch in dem Moment, als Bill gewahr wird, dass er sich eine schwere Verletzung zugezogen hat, bereut er seinen Schritt in den Professionalismus und macht ihn für sein Missgeschick verantwortlich: *„Das kommt davon, weil ich mich verkauft habe! […] Fußball ist mein Blut. Man verkauft sein Blut nicht. Und der Goalschuß mein Samen. Den verkauft man schon gar nicht.“*[155]

Von solchen Problemen der westlichen Zivilisation sind die Indianer anfangs noch unbehelligt. Und auch ihr Auftreten ist für Hauff keine Überraschung. Das Interesse für angeblich heile und primitive Kulturen war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert enorm und wurde mit Reiseberichten, Büchern und schließlich auch mit Filmen gestillt. Wie in einer amerikanischen Produktion von „Der letzte Mohikaner“, zu der Vischer 1921 eine enthusiastische Filmkritik in der Prager Presse verfasst:

> *Da werden die Träume unserer wilden Knabenjahre zur Wirklichkeit: wir schauen die große Schweigsamkeit des Urwaldes und erleben auch den Urwald, wir sehen die Rothäute in ihrer grausamen Wildheit, aber auch in ihrer täppischen, primitiven Gutmütigkeit und unverbildeten Menschlichkeit.*[156]

Die Faszination für die „Edlen Wilden“ hat neben Karl May und bereits knapp 200 Jahre vorher Jean-Jacques Rousseau - um nur einige zu nennen - also auch Vischer ergriffen, und sie sollte ihn lange nicht loslassen, wie seine Jugendbücher aus den 1940er-Jahren („Peke-Wotaw. Ein deutscher Junge unter Indianern“, Stuttgart 1940 und „Mak Woh. Der weisse Indianerhäuptling“, Stuttgart 1942) beweisen.

Und auch der umtriebige Spielervermittler Schimsa aus „Fußballspieler und Indianer“ zeigt Interesse an den Naturvölkern. Es sind aber nicht die unversehrte Natur oder die mythisch

---

[154] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984., S. 24
[155] Ebd., S. 43
[156] Ebd., S. 289

aufgeladene Atmosphäre, die ihn anziehen, sondern ein vermutetes, noch nicht ausgebeutetes Reservoir an Fußballspielern.

> *Hier ahne ich schon Großes, Kommendes: Der Urwald wird uns in Zukunft das Spielermaterial liefern. Nur Indianer werden noch gute Fußballer sein, weil sie Lungen haben. […] Auch die Neger kommen in Betracht, denn sie haben Schenkel und Wadenmuskeln. […] Die Indianer stelle ich mir als Stürmer vor (mit der Zunge schnalzend) rasante Flügel! - - das schwarze Niggerpack ist mehr zur Deckung und Verteidigung brauchbar!*[157]

Die rassistischen Zuschreibungen Schimsas mögen als Anleihen an die Alltagssprache gedeutet werden können, die darüber hinaus den Warencharakter des Spielermaterials für den Geschäftsmann Schimsa unterstreichen. Vor dem Hintergrund der späteren rassistischen Entgleisungen in Vischers Werken haben sie dennoch einen mehr als fahlen Beigeschmack. Hat sich Vischer nicht nur in den entwurzelten Helden Bill und Opito, sondern auch in dem Rassentheorien verbreitenden Schimsa eingebracht? Etwa wenn dieser davon spricht, man müsse dem *„verkalkten Fußball neues Blut zuführen, wir müssen den Fußball mit einer neuen Rasse auffrischen“*[158].

Weniger kontrovers und auch heute noch aktuell sind die Schilderungen der geradezu kultischen Verehrung von Starspielern. Schimsa verspricht den Spielern eigens für sie verfasste Lieder und Tänze. Doch die Verehrung für das Idol ging bereits in den 1920er-Jahren weiter, wie Schimsa am Beispiel Opitos aufzeigt: *„Opito ist eine Bombe geworden. Fußballjünger an allen Orten ahmen ihn nach, in der Stellung, in der Breitseite seines Schusses, in seiner Kopftechnik. Seine Art hat schon einen Namen: ‚Opitoismus‘!“*[159] Aufgrund der medialen Entwicklungen haben sich seit der Zeit Vischers weitere Möglichkeiten der Vermarktung ergeben, Werbeverträge, Lieder, Filme und Romane spülten den populäreren Spielern schon damals zusätzliches Geld in die Kassen. Wenngleich auch in einem weit bescheideneren Rahmen als heute.

---

[157] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 130f.
[158] Ebd., S. 171
[159] Ebd.

Aus heutiger Sicht abwegiger, aber, wie die vorherigen Textbeispiele zeigen, bereits bestens bekannt, ist das Motiv des Tretens, das auch in „Fußballspieler und Indianer“ zum Zug kommt. Die Indianer sehen in dem Fußball, der aus heiterem Himmel in ihre Mitte fällt, ein Zeichen Manitus oder gar Manitu selbst. Das erklärt die große Aufregung, als der Ball gekickt wird: „*Frevel! – Es ist, als hätte er Manitu selbst mit dem Fuß ins Gesicht getreten! […] Er hat Manitu beschmutzt, verhöhnt, sogar mit den Füßen getreten! Das Heilige, Runde verwundet! – Er stirbt!*“[160] Zumindest ist es hier nur mehr ein abergläubisch und leichtgläubig gezeichnetes Naturvolk, dass sich am Treten stört, dennoch scheint dieser Handlung vor 100 Jahren noch wesentlich mehr symbolische Bedeutung als heute eingeschrieben gewesen zu sein, wie die bisher zitierten Beispiele gezeigt haben.

An dieser Stelle sollte ein Exkurs zu einem Deutungsversuch der Vischerschen Literatur einen zusätzlichen Blickwinkel auf „Fußballspieler und Indianer“ erlauben: In einem Aufsatz im Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik aus dem Jahre 1997 versucht Christian Jäger, den seltsamen Verlauf der literarischen Karriere Vischers mithilfe des Konzepts der „minoritären Literatur“ zu erklären. Dieses Konzept wurde zuerst von Gilles Deleuze und Félix Guattari entworfen, um einen anderen - den wohl prominentesten - Prager Autoren, Franz Kafka, zu charakterisieren. Sie fügen den zwei Möglichkeiten, die einer sprachlichen Minderheit offenstehen – der Versuch, selbst zur Majorität zu werden oder sich zu assimilieren bzw. in einer Nische zu koexistieren – eine Dritte hinzu: „Minoritäres Werden“. Dazu Jäger:

> *Beide Varianten laufen auf eine Bestätigung der Machtstruktur hinaus. Deleuze/Guattari formulieren dagegen eine dritte Option, die sich als Subversion der dualen Struktur versteht, die weder Majorität noch Minorität fortbestehen läßt, sondern beide in eine Entwicklung fortreißen will, in einen umfassenden Prozeß des Werdens. Zugestandenermaßen ist diese Vorstellung recht allgemein gehalten, konkretisiert sich jedoch, wenn man sieht, was in ihrem Sinne minoritäre Literatur auszeichnet.*[161]

[160] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 101f.
[161] Jäger, Christian: Von F zu V – und wieder zurück. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik, Bd. 3. St. Ingbert 1997, S. 139 – 171, hier: S. 140

Minoritäre Literatur müsse vor allem in der Sprache der Majorität abgefasst sein. Die Autoren der Minoritären Literatur gebräuchten diese Sprache, welche sie im Alltag nicht verwenden, gänzlich anders als die „native speaker“: *„Ihre Verwendung dieser Sprache bricht […] die etablierten Reglements, die konventionalisierten Ausdrucksformen und Konstanten der Grammatik, um in die Sprache eine kontinuierliche Variation einzuführen.“*[162] Damit diese Formulierung nicht bloß ein frommer Wunsch bleibt, macht sich Jäger daran, das Konzept der Minoritären Literatur an Vischers Werk (von 1920 bis 1942) zu überprüfen.

Mit dem Zeitpunkt der Gründung der Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1918 wird aus dem 23-jährigen Vischer, der sich bis dahin der Majorität des deutschsprechenden Habsburgerreichs zurechnen durfte, ein Mitglied der Minderheit in dem neuen Staat. Jäger meint, dass diese Entwicklung weitreichenden Einfluss auf das Werk Vischers genommen hätte:

> *Vischer reagiert auf die Erfahrung, minorisiert zu werden, mit einer Verstärkung, entfernt sich weiter von seinen Genossen, flieht aus der expressionistischen Gemeinschaft Prags in die für ihn zunächst diffuse, aber verhältnismäßig internationale Bewegung Dada. […] Übersetzt in Kategorien Deleuzes/Guattaris kann man davon sprechen, daß die Minorisierung in eine mehrfache Deterritorialisierung überführt wurde.*[163]

Neben dieser Deterritorialisierung entdeckt Jäger in den von ihn untersuchten Texten - darunter auch einige dramaturgisch-theoretische Schriften – eine zunehmende Politisierung und dass *„in ihnen alles kollektiven Wert gewinnt“*[164]. Demgegenüber steht der Einzelgänger, der Held in Vischers Stücken, der wie bei „Fußballspieler und Indianer“ als Sonderling in einer fremden Welt herausragt. Wie gehen diese zwei Tendenzen zusammen? Vischer versucht *„den offensichtlich unüberbrückbaren Graben zwischen einzelnem und Kollektiv dergestalt aufzulösen, daß der einzelne eine exponierte Position innerhalb des kollektiven Erwartungshorizonts einnimmt“*[165]. Der Entwurzelte schließt seinen Frieden mit der kollektiven Masse:

---

[162] Jäger, Christian: Von F zu V – und wieder zurück. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik, Bd. 3. St. Ingbert 1997, S. 139 – 171, hier: S. 140f.
[163] Ebd., S. 142
[164] Ebd., S. 154
[165] Ebd., S. 156

> *Er unterstellt sich also dem Volkswillen, aber bezieht in der von diesem gewünschten Hierarchie eine gehobene Stellung. Man muß nicht sonderlich herumrätseln, welche politische Fraktion späterhin genau diese hierarchisch differenzierte Volksgemeinschaft fordern und ansatzweise verwirklichen wird: der Nationalsozialismus.*[166]

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt der Karriere Vischers glaubt Jäger schon Anzeichen für „faschistoide Standpunkte" in dessen Werk zu finden. Um seiner Minorisierung entgegenzuarbeiten, habe Vischer zuerst vor allem in der Sprache und der Form verwirklichte Experimente gewagt, diese jedoch in weiteren Werken nicht mit dem nötigen Maß an kreativem Willen aufrecht erhalten können. Stattdessen schlichen sich die oben erwähnten Motive ein. Hinter allem steckten die Erfahrung der Minorität und der Wunsch Vischers, diese zu überwinden:

> *Die Ambivalenz und Differenz von künstlerischem Sonderling und Kollektiv, von politischer Ordnung und rituell-künstlerischem Terrain verbinden sich mit dem Verbot der Vision, der Bewahrung des Tabus, zur Sehnsucht nach dem Eintritt in die Majorität – an gehobener Stelle.*[167]

Bei Vischer selbst ist es nicht zu der angestrebten privilegierten Position gekommen. *„All seine Bestrebungen, der Majorität auf gehobenem Niveau wieder anzugehören, bleiben erfolglos, seine Hoffnungen werden enttäuscht, und so fügt er sich […]."*[168] Wenngleich nicht ganz klar ist, ob nach Deleuze/Guattari der ins Deutsche Reich ausgewanderte Vischer überhaupt noch ein Vertreter der minoritären Literatur ist, scheint zumindest für Jäger dieses Modell dennoch gut geeignet, die Entwicklung des sudetendeutschen Autors zu erklären. Die Rückkehr ins stilistisch Biedere ginge demnach mit dem Abschied aus der als Exil empfundenen Heimat vonstatten:

> *Der Aufbruch unter minoritären Bedingungen entwickelt sich nicht, die skizzierte konstruktive Fluchtlinie versandet, wird eingedämmt von retrograden Blöcken. Sie reterritorialisieren den deterritorialisierten Stil. Für die Konzeption minoritärer Literatur ist diese Autor- und Textgeschichte nichtsdestoweniger ein Gewinn, zeigt sie*

[166] Jäger, Christian: Von F zu V – und wieder zurück. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik, Bd. 3. St. Ingbert 1997, S. 139 – 171, hier: S. 156
[167] Ebd., S. 157
[168] Ebd., S. 163

doch, daß eine Minorisierung zwar einen energetischen Schub freisetzt, dieser sich aber nicht automatisch fortsetzt, wenn sie unvollständig bleibt.[169]

„Fußballspieler und Indianer" wurde am 27. März 1926 in Darmstadt uraufgeführt, allerdings von der Kritik nicht gut aufgenommen. Zu exotisch, zu plakativ, zu trivial erschien das Stück vielen Ex-Kollegen Vischers. Doch zumindest die Zuschauer schienen sich gut unterhalten gefühlt zu haben, wie Berichte in lokalen Zeitungen belegen. So

…sahen Kritiker das Werk einerseits geradezu als Musterbeispiel für die ‚Neue Sachlichkeit' und als eine ‚Überwindung der Sentimentalität des Urwaldes, der Romantik, durch die Aktivität des Fußballes' an, während andererseits die Rede war von einem ‚sehr billigen Jux' und einem ‚phantasie- und stillosen Dilettantenprodukt' mit einer ‚Reihe höchst überflüssiger Geschmacklosigkeiten'. Einigkeit herrschte immerhin darüber, daß das Publikum bei dem Stück lebhaft mitgegangen war.[170]

Das Stück wurde in Folge kaum mehr gespielt, was nicht zuletzt an den rassentheoretisch verbrämten Dialogen gelegen haben mag. Dazu kommt die mit Botschaften überfrachtete Handlung. Hans-Peter Hartmann stößt sich in seinem Text „Alpenzu er schritt" aber vor allem an einem dramaturgischen Defizit: *„Die größte Schwäche jedoch scheint mir die unentschiedene Haltung Vischers bei der dramatischen Umsetzung des Inhalts zu sein."*[171] Zu viel Zeit, zu viel Text werden mit den Einlassungen Vischers zu Themen wie Mythos, Moderne oder Fortschritt auf Kosten der Natur vergeudet. Das gehe zu Lasten des Stücks:

Von seinem Konzept der Raffung und des Tempos bleibt nur in einigen wenigen Szenen etwas übrig, ansonsten hat das Stück Längen, zerfasert in Details. Die Kompaktheit einzelner Szenen geht in der Masse unter, die Konturen verschwimmen, […] werden dem inhaltlichen Engagement geopfert.[172]

Positiv bleibt zu vermerken, dass in „Fußballspieler und Indianer" erstmals Protagonisten auftreten, die dem Fußball etwas abgewinnen, sich teilweise gar darin verwirklichen kön-

[169] Jäger, Christian: Von F zu V – und wieder zurück. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik, Bd. 3. St. Ingbert 1997, S. 139 – 171, hier: S.163
[170] Engel, Peter: Die Wandlungen des Melchior Vischer. In: Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991, S. 417 – 437, hier: S. 432
[171] Hartmann, Hans-Peter: Alpenzu er schritt. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie. St. Ingbert: Röhrig 1997, S. 209 – 229, hier: S. 228
[172] Ebd.

nen. Für Bill ist das Spiel mit derart vielen Gefühlen und Erinnerungen behaftet, dass er sich zu Beginn standhaft weigert, für Geld zu spielen. Der Indianer Opito findet durch den Fußball Anschluss an die Moderne, die ihm mehr behagt, als der in mancherlei Hinsicht eingeengte Horizont seiner Stammesgesellschaft. Eine Verschmelzung von Körper und Geist scheint in beiden Fällen gegeben. In mehreren Szenen versucht Vischer durch Regieanweisungen, wie *„Die Szene muß ein ewiges Hin- und Herfluten der Aufregung und Leidenschaften vergegenwärtigen“* oder *„Rückwärts sitzen, stehen, lümmeln Leute mit typischen Sportgesichtern“*[173], der Stadionatmosphäre nachzuspüren. Der Gebrauch der Fußball-Fachausdrücke darf als gelungen bezeichnet werden, der Autor hat sich entweder sehr gewissenhaft vorbereitet oder aus eigener Anschauung Vorkenntnisse besessen. Allein, das Stück retten konnte er damit nicht.

g) Ödön von Horváth: Sportmärchen / Legende vom Fußballplatz (1924 - 1926)

Ödön von Horváth, der vor allem durch seine Volksstücke bekannt gewordene ungarisch-österreichische Schriftsteller, zählt zu den bedeutendsten und am meisten zitierten Autoren, die Texte mit Sport- bzw. Fußballbezug in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts veröffentlicht haben. In zahlreichen Texten, von Romanen, Romanfragmenten bis hin zu Theaterstücken, baut Horváth das Sujet Sport ein. Sein Verhältnis dem Sport gegenüber ist jedoch wesentlich gebrochener und distanzierter als z.B. jenes Brechts'. 1973 beschrieb Axel Fritz in seiner ausführlichen Analyse „Ödön von Horváth als Kritiker seiner Zeit“ die Grundeinstellung des Autors zum Sport. Sie

> *...bewegt sich zwischen Faszination und Skepsis: Er hält ihn als Phänomen für wichtig genug, um ihn als Motiv immer wieder zu verwenden, besonders im Frühwerk, womit er dem Zug der Zeit folgt, aber schon in seiner frühesten Produktion, den Sportmärchen vom Beginn der zwanziger Jahre, ironisiert er mild [...] über das Wettkampf- und Leistungsprinzip in seinen Übertreibungen.*[174]

[173] Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984, S. 7
[174] Fritz, Axel: Ödön von Horváth als Kritiker seiner Zeit. München: List 1973, S. 222f.

Horváth selbst bevorzugte das Schwimmen, Bergsteigen und Skifahren, für die Sportmärchen erweiterte er seine Milieustudien um den Fußball und das Boxen. Seine Kritik richtete sich vor allem gegen die Tendenz des Sports, Körperlichkeit nur noch als Teil der amorphen, manipulierten Zuschauermasse erlebbar zu machen. Die aktive sportliche Betätigung werde durch die zunehmende Leistungs- und Profitorientierung des Sportbetriebs in den Hintergrund gerückt. Uwe Baur, der in einem verdienten Text aus dem Jahr 1976 „Horváths Sportmärchen und die Münchner Nonsense-Dichtung" untersucht, meint gar, der Autor schildere sportliche Bewegung nicht *„als seelisch beglückendes Erlebnis, sondern fast ausschließlich als brutale, geistlos bornierte Körperlichkeit und als massenpsychotisches Phänomen"*.[175] Dieses negative Urteil soll Horváth bis an sein Lebensende nicht mehr revidiert haben, so Baur, heißt es doch in dem Roman „Ein Kind unserer Zeit", der in Horváths Todesjahr 1938 erschienen ist: *„Der Sport ist auch ein Fundament zur Entwicklung der Individualität. Aber es ist eine völlig ungeistige Individualität."*[176]

Ausgerechnet bei Horváth, dem praktizierenden Sportler, kommt der wohlbekannte Gegensatz von Körper und Geist also wieder zur vollen Entfaltung. Im Gegensatz zu Brecht findet er nicht, das Theater müsse sich am Sport ein Beispiel nehmen. Er führt *„das schwindende Interesse am Theater u.a. auf die Sportbegeisterung zurück"*[177] konstatiert Axel Fritz, der als Beweis ebenfalls ein Zitat aus „Ein Kind unserer Zeit" anführt: *„Es wird immer weniger gelesen, das macht der Sport. Die Leute treiben Sport statt zu lesen, das ist nun Mal unsere Welt."*[178] Und in dem Text „Der Faustkampf, das Harfenkonzert und die Meinung des lieben Gottes"[179] kommt es schon einmal vor, dass eine Sportveranstaltung eine künstlerische Unterhaltung verdrängt. Auch dieses Stück reiht sich in die Liste der sogenannten „Sportmärchen" ein, über welche nun ein paar Worte verloren werden müssen, handelt es sich dabei doch um Horváths populärste Texte mit Sportbezug:

---

[175] Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 142
[176] Zit. nach: Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 145
[177] Fritz, Axel: Ödön von Horváth als Kritiker seiner Zeit. München: List 1973, S. 223
[178] Zit. nach: Fritz, Axel: Ödön von Horváth als Kritiker seiner Zeit. München: List 1973, S. 222f.
[179] Horváth, Ödön von: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Traugott Krischke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988. Band 11, S. 47

Die „Sportmärchen“ sind zum Großteil in der Zeit von 1924 bis 1926 entstanden. Den Kern bilden acht Texte, die in jenem Zeitraum in zwei Berliner Tageszeitungen und im Münchner Satireblatt „Simplicissimus“ veröffentlicht worden sind. Die acht Texte wurden aber zu Horváths Lebzeiten nie gesammelt publiziert, obwohl sich der Autor bis zuletzt darum bemüht haben soll.[180] Zudem liegen weitere Texte - insgesamt sind es 19 - und verschiedene Konzepte zur Anordnung der „Sportmärchen“ vor. Eine komplexe Situation, die Andrea Bonifacio-Gianzana im Jahre 2003 in einer eigenen Diplomarbeit, an deren Ende (auf Seite 199) eine endgültige Reihenfolge für eine historisch-kritische Ausgabe der „Sportmärchen“ steht, ausführlich aufbereitet. Allerdings mit dem Zusatz: *„Leider ist es nicht möglich zu entscheiden, welche Reihenfolge die letzten sechs Märchen haben sollen.“*[181] Die Lage scheint also nicht nur hochkomplex, sondern auch nicht eindeutig lösbar zu sein.

Klarer gestaltet sich die Einordnung der Textsorte. Die „Sportmärchen“ sind in der Tradition des Kunstmärchens zu sehen, das seit seiner Einführung im deutschsprachigen Raum als Instrument der Zeitkritik gebraucht wird, weil es

> *…als geschichtlich eigenartige Schöpfung einer Dichterindividualität Erzählweise und Motive der Volksmärchen übernimmt und mit bewusstem Kunstverstand gestaltet, dabei jedoch teils das unbewusste Phantasiespiel durch allegorische Verkleidung von Gedanken, Tendenzen und Meinungen zerbricht.*[182]

Horváth als prototypischer Vertreter der „Neuen Sachlichkeit“ macht sich diese Eigenschaften nur zu gern zunutze, um in den „Sportmärchen“ die von ihm ausgemachten Missstände literarisch zu verarbeiten. Der bereits in früheren Kapiteln in dieser Arbeit erwähnte Mario Leis sieht die Texte auch als „Antimärchen“, da sie klassische Merkmale des Märchens nicht erfüllten:

> *Schon der thematisch eingrenzende Titel Sportmärchen ist für eine Märchensammlung ungewöhnlich: Im traditionellen Märchen wurden noch grundlegende, umfassende Lebensfragen erörtert, die thematische Reduzierung bei Horváth läßt dage-*

[180] Vgl.: Bonifazio-Gianzana: Ödön von Horváth: Sportmärchen. Text, Genese, Kommentar. Dipl.-Arb. Wien 2003, S. 8
[181] Ebd., S. 199
[182] Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart: Kröner 1989, S. 547

gen den Charakter des Antimärchens nur zu offensichtlich erkennen. Wenn sich die Person im Volksmärchen sicher sein darf, daß sie in sinnvollen Bahnen lebt, ist es ebenso sicher, daß jeder der naiv befangenen Sportler aus Horváths Märchen in völliger Sinnlosigkeit existiert.[183]

Dazu kommen die häufigen Bezugnahmen auf die reale Welt und der Hang zur Groteske und zum schwarzen Humor. Andererseits sind viele Merkmale des klassischen Märchens erfüllt: Es gibt meist einen Helden, Gegensätze treten gegeneinander an, Gegenstände oder sportliche Disziplinen werden personifiziert, Richter treten auf. Und so spricht auch Uwe Baur in seiner Arbeit den Geschichten Horváths einen „märchenhaften Charakter" zu, wenngleich dieser vom Autor arg strapaziert werde:

Die Märchenwelt ist hier die künstliche Welt der Spielregeln, die durch die Leistungsnormen vom Sportler eine totale Hingabe verlangt, so daß er sich - in dichterischer Übersteigerung - in der Wirklichkeit des Lebens nach den Regeln des Spiels verhält. […] Die Welt des Sports ist im wörtlichen Sinne ‚wunderbar' – Heimstätte aller Verkörperungen von alten und neuen Glaubensvorstellungen. […] Im Raum des Spiels ist die Verwobenheit mit dem Wunderbaren wie im Volksmärchen vorhanden – sie wird aber von Horváth als Krankheit der Zeit begriffen und nur aus der Grundhaltung des Satirikers gestaltet.[184]

Horváth bedient sich also sehr frei der Merkmale des klassischen Märchens (oder des Volksmärchens, wie es vereinzelt heißt). Aber unter dem Schutzmantel des Märchens lassen sich bissige Satire und scharfe Kritik leichter dem Publikum vermitteln. Der Grazer Literaturwissenschaftler Kurt Bartsch hat in seiner Horváth-Monografie aus dem Jahr 2000 darauf hingewiesen, wofür die ungewöhnliche Gattungsbezeichnung „Sportmärchen" steht:

Sie erregt Aufmerksamkeit durch den Widerspruch von profaner Alltäglichkeit, für die der Sport steht, und einer Gattung, die sich dem Wunderbaren öffnet, wobei das Wunderbare im üblichen Gattungsschema die vermittelnde Funktion zwischen einem Zustand des Mangels, der Benachteiligung etc. und einem Finale mit dessen Aufhebung innehat und eine allgemein befriedigende Ordnung (wieder)herstellt.[185]

[183] Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000., S. 206
[184] Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 152f.
[185] Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000, S. 23

In diesem Punkt laufen viele der Märchen Horváths ins Leere. Kein Happy End, sondern ein schaler Beigeschmack wartet auf den Leser am Ende der Lektüre. So auch in der in Folge genauer behandelten „Legende vom Fußballplatz", jenem „Sportmärchen", das sich als einziges dem beliebten Ballsport widmet (die anderen Texte befassen sich mit damals populären Sportarten wie Boxen, Leichtathletik, Segeln, Ringen, Bergsteigen, Skifahren, Motorsport und Schwimmen). Der Text erschien erstmals am 20. April 1925 im „Simplicissimus". Bereits in den ersten Zeilen findet eine Vermischung der Sphären Märchenwelt und Sport statt:

> *Es war einmal ein armer kleiner Bub, der war kaum sieben Jahre alt, aber schon loderte in ihm eine Leidenschaft: er liebte den Fußball über alles.*
>
> *Bei jedem Wettspiel mußt [!] er dabei gewesen sein: ob Liberia gegen Haidhausen, ob Belutschistan gegen Neukölln --- immer lag er hinter einem der Tore im Grase (meistens bereits lange vor Beginn) und verfolgte mit aufgerissenen runden Kinderaugen den mehr oder minder spannenden Kampf.*[186]

Der Junge wird stets derart vom Spiel eingesogen, dass er alles um sich herum vergisst, leider auch alle Vorsicht: *„So saß er oft im nassen Grase. Stundenlang. Der Novemberwind schmiegte sich an seinen Rücken, als wollt er sich wärmen und hoch über dem Spielplatz zog die Fieberhexe ihre Raubvogelkreise."*[187] Es kam, wie es kommen musste: Der Bub holt sich eine schwere Verkühlung. Er dämmert vor sich hin, es wird dunkel und still. Da weckt ihn ein Klopfen am Fenster und sein Name – Hansl – wird gerufen. Er steht auf, öffnet das Fenster und blickt hinaus:

> *…vor seinem Fenster im vierten Stock schwebte ein heller Engel; der ähnelte jenem, welcher Großvaters Gebetbuch als Spange umschloß, nur, daß er farbige Flügel hatte: der linke blau und gelb: das waren die Farben des Fußballvereins von Oberhaching; der rechte rosa und grün: das waren die Farben dessen von Unterhaching; seine schmalen Füße staken in purpurnen Fußballschuhen, an silberner Sternenschnur hing um seinen Schwanenhals eine goldene Schiedsrichterpfeife und in den durchsichtigen Händen wiegte sich ein mattweißer Fußball.*[188]

---

[186] Horváth, Ödön von: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Traugott Krischke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988. Band 11, S. 50
[187] Ebd.
[188] Ebd., S. 52

Der Engel lädt den Jungen zu einem Fußballspiel ein, nimmt ihn an der Hand und schwebt himmelwärts. Nach der Milchstraße fliegen sie auf ein weißes Rechteck zu, das der kleine Held anfangs für ein Blatt Papier hält. In märchenhafter Weise verändert sich der Gegenstand:

> *Aus dem Blatt unlinierten Papier war eine große Wolke geworden, deren Oberfläche ein einziger herrlich angelegter Fußballplatz war; auf buntbewimpelten Tribünen saßen Zuschauer wie sie in solcher Zahl unser Kleiner noch bei keinem Wettspiel erlebt hatte. Und das ganze Publikum erhob sich zum Gruß und aller Augen waren voll Güte auf ihn gerichtet, ja selbst der Aufseher, der ihn doch sonst immer sofort hinter das Tor in das nasse Gras trieb, führte ihn unter fortwährenden Bücklingen auf seinen Platz: Tribüne (!) Erste Reihe (!!) Mitte (!!!)*[189]

Das Publikum, das ihm als „die seligen Fußballwettspielzuschauer" vorgestellt wird, benimmt sich tadellos, die Figuren auf dem Platz, „die besten der seligen Fußballspieler", bieten ein Spektakel. Die Seligkeit erfüllt auch den Jungen, der sich seiner Lieblingstätigkeit widmen kann. *„Das Spiel hatte begonnen um nimmermehr beendet zu werden und die Zweiundzwanzig spielten wie er noch nie spielen sah."*[190] Der kleine Protagonist scheint im Paradies, oder wenigstens im Fußballhimmel, zu sein.

> *Das Wetter war herrlich. Etwas Sonne und kein Wind. Ein richtiges Fußballwetter.*
>
> *Seit dieser Zeit hat niemand mehr den armen kleinen Buben auf einem irdischen Fußballplatze gesehen.*[191]

So nimmt auch die „Legende vom Fußballplatz" kein gutes Ende: Um der überirdischen Partie beiwohnen zu können, muss der kleine Hansl den irdischen Plätzen fern bleiben, was nur bedeuten kann, dass er sich beim vielen Fußballspielzusehen letztendlich den Tod geholt hat. Um diese harte Botschaft zu vermitteln, wählte Horváth im Titel die Bezeichnung „Legende". „Legenden" handeln in der Regel *„von Heiligen, von Bekennern und Märtyrern, haben deren Lebensgeschichte so weit zum Inhalt, als Immanenz und Trans-*

[189] Horváth, Ödön von: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Traugott Krischke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988. Band 11, S. 53
[190] Ebd.
[191] Ebd., S. 54

zendenz in ihr in Beziehung zueinander treten".[192] Da Horváth diese weihevolle Gattung mit so etwas Profanem wie Fußball vermengt, kann er beide Sphären kritisieren, so der bereits erwähnte Bartsch:

> *Der parodistische Bezug auf die Gattung Legende erlaubt Horváth nun sowohl die Satire auf den herkömmlichen katholischen Heiligenkult, den der Autor in Österreich und Bayern zur Genüge studieren konnte, sowie auf die Auswüchse des neuen ‚Heiligen'-Kults um den Sport in der Alltagsrealität.*[193]

Wobei man erwähnen muss, dass die Satire auf den Sport und seinen Kult weitaus mehr aus dem Text herauszulesen ist, als jene auf den religiösen Heiligenkult. Der Heilige in der „Legende vom Fußballplatz" ist der kleine, arme (er kann sich keine Platzkarte leisten und liegt daher hinter dem Tor auf der Wiese) Junge. Er wird den Konventionen des Genres geopfert: *„Seine totale Hingabe führt zum Tod und zur angesprochenen Berührung von Immanenz und Transzendenz, aber eben nicht durch die Hingabe an ein transzendentes Wesen, sondern an den sehr profanen Fußball."*[194] Horváth kritisiere, so Bartsch, nicht nur den ausschließlich passiven Konsum des Sports. Auch der scheinbar paradiesische Zustand im Fußballhimmel hat seinen Haken, er *„wird in satirischer Überzeichnung der Lächerlichkeit preisgegeben. Das endlose Spiel in der ewigen Seligkeit ist auch sinnlos, weil ein Wettspiel immer nur auf sein Ende hin Sinn machen kann […]."*[195] Dieser Himmel ist entweder als Hölle gedacht worden, oder, wie Jens Tismar in seinem Buch „Kunstmärchen" schreibt, *„aus einer Floskel gemacht"*.[196]

Man könnte hier einwenden, dass das ewige Fußballspiel, ähnlich wie die fiktiven, eher nach ihrem Klang zusammengewürfelten, Vereinsnamen und die Farben der Dressen, der literarischen Gestaltungsfreiheit des Künstlers zugestanden werden muss. Jedenfalls scheint es sehr hart, den Autor deswegen das Verständnis für das Spiel abzusprechen, wie dies Dirk Schümer in „Gott ist rund" getan hat. Horváth nehme

[192] Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000, S. 21
[193] Ebd.
[194] Ebd.
[195] Ebd., S. 22
[196] Tismar, Jens. Kunstmärchen. Stuttgart: Metzler 1983, S. 37

> *…den Fußball zum Anlass für ein pessimistisches Märchen, in dem der liebe Gott einen fußballverrückten Knaben vom Spielfeld in den Himmel entführt. Ein Erzengel macht den Schiedsrichter, und der Ball fliegt bis zur Milchstraße – ein fürchterlicher Schmäh ohne jeden Fußballverstand.*[197]

Zumindest den Kunstverstand hat man Horváth nicht abgesprochen. Die „Legende vom Fußballplatz" scheint geschickt konstruiert, es würde daher verwundern, hätte Horváth ausgerechnet das Fußballspiel nachlässig eingesetzt. Denn auch die Wahl des Helden bzw. Heiligen der Legende ist sorgfältig geschehen, und sie hilft, das kulturpessimistische Bild vom Sportzuseher und dessen Blick auf die Welt zu verdeutlichen. Der eingangs erwähnte Uwe Baur weist darauf hin, dass Horváth *„den seligen Zuschauer nicht als Erwachsenen, sondern als Knaben gestaltet, der keine erkennbare eigene Fußballerfahrung besitzt. Die naive Geschlossenheit der Welterfahrung eines Fans wird in einem kindlichen Gemüt verkörpert."*[198] Horváth geht es nicht in erster Linie um eine möglichst detailgetreue Schilderung des Sports, sondern um die Darstellung seiner Sicht auf die Auswüchse des Sportgeschehens der damaligen Zeit. Vor diesem Hintergrund müsse man die Herangehensweise des Autors bewerten, so Baur:

> *Wenn Horváth in unserer Legende den Tod des sportlich passiven Menschen schildert, ohne auch nur andeutungsweise das Fußballspielen als Ausdruck eines bestimmten umfassenden individuellen Lebensgefühls ins Bild zu bringen, so wird hier der gesellschaftliche Charakter des Sports offensichtlich. Horváth ist wie der arme kleine Bub vor allem Zuschauer, nicht Aktiver, er gestaltet – bis auf wenige Andeutungen – Leibesübungen aus der distanzierten Außensicht des auktorialen Erzählers ohne Blick in das erlebnishaft Subjektive.*[199]

Doch zugleich hilft ihm ebendieser Erzählduktus, seine Botschaft zu transportieren. Dabei wäre individuelles Erleben möglicherweise sogar ein Hindernis. Es würde auch nicht zu dem weiteren Werk Horváths passen, der in zahlreichen Bühnenstücken die Demaskierung der (klein-)bürgerlichen Fassaden betrieb. *„So wie in Horváths Werk nirgends Liebe als*

[197] Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt: Suhrkamp 1998, S. 224
[198] Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 142
[199] Ebd., S. 143

glückliches Dasein erfahren wird, so fehlt ihm auch die körperliche Bewegung als persönlich beseligendes Erlebnis eigener Existenz.“[200]

An dieser Stelle ein paar Worte zum Verhältnis zwischen Horváth und dem in dieser Arbeit bereits erwähnten Joachim Ringelnatz. Horváth zog 1919 von Wien, wo er seine Matura ablegte, nach München, um dort mit dem Studium zu beginnen. Er galt als Vielleser, weshalb Baur davon ausgeht, dass er auch Ringelnatz‘ „Sportgedichte“ gekannt haben muss. Diese waren 1920 noch vom Simplicissimus abgelehnt worden, der zwischen 1924 und 1926 fünf „Sportmärchen“ Horváths veröffentlichen sollte. Horváths Kurzprosa sei *„aus dem literarischen Milieu Münchens nicht zu lösen“*[201], so Baur. Im Vergleich mit den Gedichten von Ringelnatz, dem es vor allem um die Komik ging, schlügen die „Sportmärchen“ einen weit schärferen satirischen Ton an. Das könne man insbesondere bei jenen Texten feststellen, die anders als die „Legende vom Fußballplatz“ nach einem speziellen Muster gestaltet sind. Man könne dies

> *…an seinem zweiten, dem zahlreichsten Grundtypus der Horváthschen Sportmärchen erkennen, in denen einzelne Disziplinen, Ausrüstungsgegenstände oder Rahmenbedingungen märchenhaft personifiziert werden. Auffallend ist, daß dieser Typus von Ringelnatz zwar nicht in den ‚Turngedichten‘ verwendet wurde, wohl aber in seiner vorangegangenen Gedichtsammlung ‚Die Schnupftabaksdose‘ aus dem Jahre 1912 […].*[202]

Ringelnatz befasste sich noch mit dem Wohl und Wehen einzelner Sportler, Horváth ist schon bei den Sportdisziplinen und Ausrüstungsgegenständen - wie Skibindungen und Mauerhaken zum Bergsteigen - angekommen. Der Mensch werde mit der von ihm verehrten oder ausgeübten Sportart austauschbar, im Gegenzug erhält der jeweilige Sport menschliche Züge. Damit werde nicht nur der Sportzuseher satirisch aufs Korn genommen, es handelt sich auch um eine Kritik an der modernen Arbeitswelt. Baur stellt dazu fest:

> *Die Entfremdung des Menschen durch seine Reduktion auf eine einzige Tätigkeit - wie sie an Hand der Fließbandarbeit immer wieder dargestellt wird - äußert sich*

[200] Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976., S. 138 – 156, hier: S. 153
[201] Ebd., S. 146
[202] Ebd., S. 147f.

im Verkümmern seines Verhältnisses zur Welt. […] Bei Horváths Sportmenschen schrumpft die vielfältige Beziehung zur Umwelt auf die Dimension der Sportdisziplin in grotesker Weise ein und erweist sich so als völlig sinnlose und geistlose Form des Weltbezugs, die ihn im Bereich der wirklichkeitsenthobenen Sphäre des Spiels isoliert.[203]

Wenn also schon kein beglückendes Erlebnis, keine vitale Selbsterfahrung bei den Sportlern Horváths stattfindet, so erfüllt der Sport wenigstens eine tragende Funktion in den Texten. Körper und Geist stehen sich wieder einmal unvereinbar gegenüber, bei der „Legende vom Fußballplatz" absorbiert der Sport geradezu den Geist und zerstört damit letztlich den Körper. Der literarische Nährboden München mit seiner „Nonsense-Dichtung" und dem Satireorgan „Simplicissimus" hat für den Autor eine wichtige Rolle bei seiner Entwicklung vom neuromantischen Autor der frühen Jahre hin zur Abgeklärtheit der Neuen Sachlichkeit in den folgenden, Horváth erfolgreich machenden, Werken. Er hat sich, wie bereits erwähnt, bis zu seinem Lebensende mit dem Thema Sport befasst. In seinem letzten Werk „Ein Kind unserer Zeit" vermischt sich der Sport schon unheilvoll mit der Politik und dem Nationalismus. Horváth legt einem Soldat folgende Worte in den Mund: *„Überhaupt hat das Militär eine starke Ähnlichkeit mit dem Sport. Man möchte fast sagen: es ist der schönste Sport, denn hier geht es nicht nur um den Rekord. Hier geht es um mehr. Um das Vaterland."*[204] In vielen Stücken Horváths vermeint man eine Ahnung des Autors bezüglich des aufziehenden Unheils, das im Zweiten Weltkrieg münden sollte. Er wird gern als hellsichtiger Mahner skizziert, der als einer der wenigen das volle Ausmaß der nahenden Katastrophe zu fassen vermochte.

h) Kabarett, Feuilleton

Karl Valentins Text „Fußball-Länderkampf", ein Monolog aus dem Jahre 1927, den er später für seine Partnerin Liesl Karlstadt zum Dialog umgeschrieben hat, weist mehrere typische Merkmale des Komikers und Volkssängers Valentin auf. Der Monolog wird von

[203] Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 149f.
[204] Zit. nach: Baur, Uwe: Sport und Literatur in den Zwanziger Jahren. In: Bartsch, Kurt u.a. (Hrsg.): Horvath-Diskussion. Kronberg: Scriptor 1976, S. 138 – 156, hier: S. 224

einem Text, einer Art Couplet, eingeleitet, den der Künstler beim Vortrag vermutlich gesungen hat:

> *Ich bin erst kurz beim Fußballkampf gewesen,*
> *dort war es schön und int'ressant,*
> *den Platz hab ich schon irgendwo gesehen,*
> *die Fußballmannschaft hab ich nicht gekannt*
> *und als sie Abschied nahmen von den Toren,*
> *das Spiel war aus, sie reichten sich die Hand,*
> *ich hab mein Herz in Heidelberg verloren,*
> *mein Herz das wohnt am Isarstrand.*[205]

Valentin bekundet, noch nie bei einem Fußballspiel gewesen zu sein, und nimmt damit die für ihn - wie für viele Komiker - bequeme Warte des naiven Staunenden ein. Das erlaubt ihm, eine Reihe an Missverständnissen und Wortspielereien - weitere beliebte Stilmittel Valentins - einzubauen. Er sucht verzweifelt nach einer „Drehbühne" (*„Ich habe doch im Kartenvorverkauf eine Drehbühnenkarte gekauft!"*[206]) und wundert sich über das ausufernde Rahmenprogramm mit Würstchen- und Losverkäufern, einer Musikkapelle und einem per Flieger herbeigebrachten Spielball. Er kritisiert sanft den Starkult der Zuseher: *„Es erschienen nun die Fußballieblinge, die vom Publikum vergötterten Fußballisten. Da begannen die 45 000 Menschen ein 90 000händiges Applaudieren."*[207] Weniger sanft urteilt er über die Mechanismen der Massen:

> *Von diesem Augenblick an war ich überzeugt, daß die Menschen vom Affen abstammen. Denn wie bekannt, machen doch die Affen alles nach. Beim ersten Regentropfen öffnete ich den Regenschirm und siehe da - - - alle 45 000 Menschen machten es mir nach.*[208]

Von Interesse ist für Valentin in erster Linie das Drumherum, das Spiel und die Sportler selbst kommen nur am Rande vor. So schließt denn auch der Monolog mit einem kurzen, lapidaren Spielbericht: *„Enden tat das Spiel mit dem Sieg der einen Partei – die andere Partei hatte den Sieg verloren. Es war vorauszusehen, daß es so kam."*[209] Fußball dient

[205] Valentin, Karl: Sämtliche Werke. Bd.1: Monologe und Soloszenen. München: Piper 1992, S. 131
[206] Ebd., S. 131
[207] Ebd., S. 132f.
[208] Ebd., S. 132
[209] Ebd., S. 133

ihm lediglich als Stichwortgeber und als Symbol für die Albernheit der Moderne. So wie überhaupt Sport in mehreren Texten vorkommt, allerdings nicht gut wegkommt. Auch bei ihm sind der „Turnvater Jahn“ und dessen Jünger die Zielscheibe des Spotts, wie etwa im Text „Allerhand Sport“. Vorgeblich naiv gibt er vor, das Turner-Motto Frisch-Fromm-Fröhlich-Frei stets falsch gedeutet zu haben. Über die abschließende Pointe hat man in den 1920er-Jahren vermutlich mehr gelacht als heutzutage:

> *Es ist kindisch, wenn ich mir erlaube, zu berichten, daß ich mir als junges Kind dieses Turner-Symbol-Zeichen ganz anders erklärt habe, als es in Wirklichkeit ist. Ich glaubte, jeder Turner muß vor dem Turnen ein Bad nehmen, daß er frisch wird. Hierauf muß er in die Kirche gehen, daß er fromm wird. Dann muß er einige Maß Bier trinken, daß er fröhlich wird, und dann muß er sich von seiner Frau scheiden lassen, daß er frei wird.*[210]

München, in dem auch Joachim Ringelnatz und Ödön von Horváth zumindest zeitweise lebten und wirkten, hat sich also als ein kleines Zentrum der deutschsprachigen Fußballliteratur bis 1930 herauskristallisiert. Dazu gesellt sich Prag, wo Melchior Vischer seine vielversprechende Karriere startete.

Im Feuilleton der zahlreichen deutschsprachigen Prager Zeitungen haben sich etwa Ernst Feigl und Egon Erwin Kisch dem Thema gewidmet. Feigl war Gerichtssaalreporter des „Prager Tagblatt“. Er versuchte eine Zeit lang, wie seine Freunde Franz Kafka und Max Brod, sich als Autor zu etablieren, zog jedoch, als sich die Gelegenheit ergab, die solidere Stellung des Journalisten vor. Dieter Südhoff hat in dem Standardwerk zu Prager Autoren, „Prager Profile“, eine umfangreiche Arbeit über Ernst Feigl mit dem Titel „Der Fliegenprinz von Arkadien“ vorgelegt. Laut Südhoff betätigte sich Feigl nicht nur als Gerichtsreporter: *„Unter dem Pseudonym Ybbs schrieb er in den ersten Jahren auch heiter-persönliche Glossen fürs Feuilleton, wobei ihm vom Fußball bis zu verlorenen Nagelfeile kein Thema fremd war;“*[211] So entstand der Text „Fußballogisches“, der vermutlich 1924 im Prager Tagblatt erschienen ist.

---

[210] Valentin, Karl: Sämtliche Werke, Bd.1: Monologe und Soloszenen. München: Piper 1992, S. 118

[211] Südhoff, Dieter: Der Fliegenprinz von Arkadien. In: Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991, S.325 – 356, hier: S. 344

Feigl gibt darin vor, ein leidenschaftlicher Fußballfan zu sein, obwohl er *„vom Fußballsport so viel verstehe, wie ein Hausmeister von der Kantischen Philosophie“*.[212] Das tue aber nichts zur Sache, so Feigl:

> *Wichtig für mich ist einzig und allein die seelische Spannung, in die ich gerate, die Nervosität, die mich befällt, sobald eine der Mannschaften in Gefahr ist, das Spiel zu verlieren. Mich im Zustand einer Ekstase zu befinden, die Umstehenden anzurempeln, Meinungsverschiedenheiten hervorzurufen, dieses und ähnliches sind die erfreulichsten Momente meines Zuschauerdaseins.*[213]

In Folge zählt Feigl auf, was seine Begeisterung entfache, wie etwa die ewig gleichen Fußballfloskeln in der Presse, die es auch damals schon gegeben hat. Er schildert seine grenzenlose Hingabe an den Sport in den schillerndsten Farben und bis ins absurdeste Detail. Am Ende des Textes beschwichtigt Feigl: *„Schließlich möchte ich betonen, daß es ganz unangebracht wäre, eine Ironie in diesem Artikel zu suchen.“*[214] Das kann man nun glauben, oder auch nicht. Es ergeben sich bei Ernst Feigl und seinen „fußballogischen“ Überlegungen jedenfalls zahlreiche Anknüpfungspunkte zu bereits angesprochenen Themen.

Die zwischen den Zeilen deutlich herauszulesende Kritik Feigls gilt weniger dem Fußball an sich, sondern den fanatischen Zusehern. Sie opfern scheinbar ihr ganzes Leben dem Sport, der Fußballspielplan und die Presseberichte absorbieren die übrige Welt. Das kennt man bereits von Horváth und in abgeschwächter Form von Valentin. Feigl überzeichnet die Situation folgendermaßen: *„Ich fühle mich hiezu nicht berufen, doch kann ich offen erklären, daß ich nicht erstaunt wäre, wenn es eines Tages Professional-Fußballzuschauer gäbe.“*[215] Das Entstehungsjahr des Textes ist mit 1924 eben jenes Jahr, in dem - wie bei Melchior Vischer angesprochen – in Prag eine Debatte über die Einführung des Professionalismus im Fußball lebhaft geführt wurde. Die bei Melchior Vischer bereits erwähnte Problematik der deutschen Sprache in der Tschechoslowakei sollte auch bei dem deutsch erzogenen und mit einer „deutschen Tschechin“ verheirateten Feigl eine Rolle spielen. Er, der in jungen Jahren der deutschen Sprache in Lyrik und Dramen huldigte, entschloss sich

[212] Südhoff, Dieter: Der Fliegenprinz von Arkadien. In: Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991, S.325 – 356, hier: S. 379
[213] Ebd., S. 380
[214] Ebd., S. 381
[215] Ebd., S. 380

nach dem zweiten Weltkrieg, in dem er große Teile seiner Familie und Freunde verloren hatte, zu einem radikalen Schritt:

> *Die deutsche Sprache, mißbraucht von den Mördern, war ihm nicht mehr selbstverständlicher Besitz; im Alltag sprach er nur mehr Tschechisch, er nannte sich Arnošt und noch seine Briefe an die fernen Brüder Friedrich und Hugo sind in tschechischer Sprache geschrieben.*[216]

Aufgrund zahlreicher Erkrankungen konnte er bald seinen Beruf nicht mehr ausüben und verstarb nach langer Krankheit im Jahre 1957. Allein seine Bekanntschaft mit Kafka und Brod, die ihn in Briefen und Texten erwähnen, hat ihn vor dem Vergessen bewahrt.
Dieses Schicksal wird Egon Erwin Kisch, den „rasenden Reporter", nicht so schnell ereilen. Nach ihm sind mittlerweile Preise und Stipendien benannt, er zählte zu den großen Reportern seiner Zeit. Und in einem Punkt unterscheidet er sich von allen bisher genannten Autoren: Er war selbst begeisterter Fußballspieler. Kisch jagte bereits als Schüler dem Ball nach, zählte 1898 zu den Gründern des DBC Sturm Prag, für den er 15 Jahre lang im Sturm spielte und zeitweise als Ehrenobmann fungierte. Dank den Informationen eines Sturm-Spielers konnte er später auch die Affäre rund um den habsburgischen Generalstabs-Chef Oberst Alfred Redl ans Licht bringen, was zu seinen größten Erfolgen als Aufdeckungsjournalist zählt.

Kisch war Kollege Feigls beim „Prager Tagblatt", hat aber im Gegensatz zu diesem im Laufe seiner Karriere auch für andere Blätter geschrieben. Bereits während seiner ersten Anstellung bei der Tageszeitung „Bohemia" hat sich Kisch mit dem Fußball auseinandergesetzt. In dem 1907 erschienen Text „Die Klubfanatiker" schildert er den schon damals existenten Vereinsfanatismus anhand zweier verfeindeter Brüder. 1923 hat er für die tschechischsprachige Brünner Tageszeitung „Lidové noviny" Überlegungen zu dem Prager Derby unter „Slavia gegen DFC" veröffentlicht, die sich mit dem Thema Vereinsfanatismus und Nationalismus befassen. Fünf Jahre später, 1928, erscheint der für diese Arbeit interessanteste Text: Im „Prager Tagblatt" wird am 30. Mai in der Radio-Beilage „Der gefunkte Fußball" abgedruckt.

---

[216] Südhoff, Dieter: Der Fliegenprinz von Arkadien. In: Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991, S.325 – 356, hier: S. 251

In dem Artikel erörtert Kisch die Frage, ob Radioreporter über Fußballspiele berichten dürfen sollen und ob sie das überhaupt können. Am Beginn erinnert sich der ehemalige Spieler an die Frühzeit des Fußballs in Prag:

> *Als man vor dreißig Jahren zu fußballern begann, auf uneingezäuntem Bauplatz, auf freier Vorstadtwiese, auf dem Exerzierplatz, ging das Spiel nur die an, die spielten. Sie trieben den Sport an und für sich. Hie und da kam ein Bürger mit Weib und Kind des Weges oder ein Liebespaar oder ein einsamer Spaziergänger und starrte kopfschüttelnd auf eine unverständliche, mit tödlicher Leidenschaft geführte Rauferei um eine braune Kugel. Diese erstaunten Passanten waren die ersten Zuschauer – Vorpatrouille einer unabsehbaren Armee, die sich in Nord und Süd Sonntag um Sonntag auf den Fußballplätzen als undurchdringliche Hecke um Torlinie und Seitenlinie schließt.*[217]

Der Fußballpionier Kisch geißelt – wie viele seiner Zeitgenossen – Rekordstreben und Professionalismus. Doch er ist Realist genug, um festzustellen, dass sich die Zeiten geändert haben und dies auch weiterhin tun: *„Ist nun der Sport in seine dritte Phase getreten, wird er sich nun nicht mehr vor Zuschauern, sondern vor Zuhörern abspielen? Das heißt: Können Rundfunkübertragungen den Besuch des Wettkampfes ersetzen?“*[218] Eine Frage, der die Zeit zweifelsohne stark zugesetzt hat, doch man sollte sich nicht täuschen und Kisch für realitätsfremd halten. Er hat den späteren Lauf der Dinge präzise vorausgesehen. Kisch war sich sicher, dass *„später einmal jeder Rundfunkabonnent an seinem Fernseher den Lauf des Kampfes verfolgen wird“*.[219]

Im Wesentlichen kann man die Problematik des Artikels als einen Streit um Übertragungsrechte bezeichnen. Wobei noch nicht klar war, ob man diese überhaupt erteilen sollte. Kisch merkt an, dass im nahen Wien Rundfunkübertragungen verboten worden sind, da man Einbußen bei den Einnahmen aus dem Stadionbesuch befürchtete. Diese trugen damals noch wesentlich mehr zum Gesamtbudget der Vereine bei. Doch Kisch hält sich nicht zu lange bei den sportpolitischen und technischen Details auf, ihn interessiert viel mehr, was ein Reporter mitbringen müsste, um die Atmosphäre möglichst gut bis zu den Hörern

[217] Kisch, Egon Erwin: Gesammelte Werke. Bd. 10. Berlin/Weimar: Aufbau 1985, S. 260
[218] Ebd., S. 261
[219] Ebd., S. 262

transportieren zu können. Eine exakte Wiedergabe des Geschehens auf dem Spielfeld hält er für kontraproduktiv, denn *„diese Genauigkeit gibt nicht viel von der Bewegung an. Auch für den Bericht gilt das Wort, daß die Kunst im Weglassen besteht.“*[220] Deshalb, so Kisch, sollte der ideale Reporter künstlerische Qualitäten besitzen, teils Schauspieler, teils Dichter sein. Nur dann könne die schwierige Übung, Fußball über die Ätherwellen zu vermitteln, gelingen:

> *Mit etwas mehr Kunst, etwas mehr Humor und etwas mehr Temperament braucht der Sachlichkeit des Sportberichtes kein Abbruch getan zu werden, wohl aber wird das Interesse an der sportlichen Funkberichterstattung wachsen, und einem Sprecher kann es sogar gelingen, daß Großmutter und Großvater in ihrer Bauernstube, den Kopfhörer umgeschnallt, ohne Fußball die Meisterschaft zwischen Fürth gegen Nürnberg und Hamburg leidenschaftlich mitspielen.*[221]

Die technischen Entwicklungen haben seit Kischs Zeiten die Medien mehrmals umgekrempelt, momentan stöhnen Print und Fernsehen unter den „Zumutungen“ des Internets. Die Anforderungen an einen Berichterstatter – für welches Format auch immer – sind aber gleich geblieben. Das gilt umso mehr, wenn es sich um einen Bericht im literarischen Bereich handelt. Bei sämtlichen Texten Kischs fällt die Kennerschaft des Autors wohltuend auf. Wenn in Texten anderer Autoren fanatische Anhänger des Ballsports mit sämtlichen Vereinen der Welt mitfiebern, erscheint dies dem durchschnittlichen Fußballfan wenig plausibel. Die Feindschaften zwischen verschiedenen Fangruppen, wie bei Kisch geschildert, war vielmehr der Fall und hatte meist konkrete - ob politische, nationale, konfessionelle oder rein sportliche - Gründe. In Kischs Prag, das sich interessanterweise als zweites Zentrum der deutschsprachigen Fußballliteratur bis 1930 entpuppt hat, haben sich alle diese Faktoren vermischt. Unter dem Eindruck dieser gespannten Situation steht auch der Text „Fußball und Nationalismus“ von Franz Werfel, der 1932 in der Kulturzeitschrift „Der Querschnitt“ erschienen ist. Werfel, ein zu der Zeit in Wien lebender Prager, warnt darin vor Massenhysterie und Nationalismus.

Eine letzte Blüte ist dem Fußball in der Literatur in Wien gegönnt, wo Friedrich Torberg - ebenfalls mit Prager Wurzeln - 1935 mit seinem Roman „Die Mannschaft“ (Molden Ver-

[220] Kisch, Egon Erwin: Gesammelte Werke. Bd. 10. Berlin/Weimar: Aufbau 1985, S. 263
[221] Ebd., S. 264

lag) die Welt des Sports aus der Sicht des Aktiven schildert. Bereits in der Emigration, widmet Torberg 1939 dem verstorbenen Starspieler Matthias Sindelar das wehmütige Gedicht „Auf den Tod eines Fußballspielers“. Er beschwört darin noch einmal die Schönheit und Leichtigkeit des Spiels Schindelars, das sinnbildlich für die Wiener Art des Fußballs steht. Doch mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten, die als „andere Macht“ und „neue Ordnung“ umschrieben werden, endet diese Ära. *„Im Fußballspiel, ganz wie im Leben, / war's mit der Wiener Schule aus.“*[222]

Das war auch das Ende der kurzen, aber ergiebigen ersten Phase des Fußballs in der deutschsprachigen Literatur. Sport wurde von den Nationalsozialisten zu Propagandazwecken eingespannt. Nach dem Krieg sollte es weitere Jahrzehnte dauern, ehe sich Autoren wieder an das anrüchige Thema heranwagten.

[222] Torberg, Friedrich: Auf den Tod eines Fußballspielers. In: F.T.: Lebenslied. Wien/Berlin: Medusa 1983, S. 47f.

Fazit

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Art und Weise, wie Fußball in deutschsprachigen Texten bis 1930 auftaucht, zu untersuchen. Welche Funktion wird dem Sport zugewiesen, was macht der Autor mit und aus dem Thema?

Dabei muss man sich stets vergegenwärtigen, dass der Fußball zu dieser Zeit noch nicht den Mainstream-Charakter von heute innehatte. Fußball wurde Anfangs als importierter Trendsport, als Symbol der Moderne wahrgenommen. Das erklärt die durchwegs negativen Schilderungen des Sports in den frühen Texten. Fußball gab den negativen Impuls, der nationalistische bzw. konservative Verunglimpfungen auslöste.

In dieser Fülle unerwartet ist die Handlung des Tretens in den ersten Texten präsent. Von Shakespeare über Plank bis zu Ringelnatz und den „Indianern“ Melchior Vischers wird mit dem Tritt nur das Niedrigste verbunden. Der Ball wird erst bei den selbst fußballspielenden Autoren wie Kisch oder Torberg mit den Füßen liebevoll gestreichelt.

Es hat sich allerdings gezeigt, dass in einzelnen Texten das Fußballspiel schon als etwas Befreiendes, Erfüllendes empfunden worden ist. Der Mensch ist ganz bei sich selbst, blendet die Außenwelt vollkommen aus. Diese Verzückung wird jedoch nur dem aktiven Spieler zugestanden, bei den passiven Zuschauermassen – die sich im Laufe der Jahre einstellten – erscheint die Fixierung auf den Fußball als etwas Lächerliches, zum Teil sogar Bedrohliches. Die begeisterungsfähigen, scheinbar willenlosen Massen schienen etlichen Autoren in vager Ahnung damals schon verdächtig. Rekordstreben und Professionalisierung des Sports schienen den damaligen Kommentatoren als zu bekämpfende Übel. Ein Kampf, den man als verloren ansehen kann.

Fußball wird oftmals nur am Rand und sehr oberflächlich geschildert. In Wahrheit interessieren sich die Autoren mehr für die begleitenden Phänomene der Veranstaltungen. Das ist vielleicht auch gar keine schlechte Strategie, halten doch nicht wenige Autoren das Spiel selbst in seinem Ereignisreichtum und mit seiner Dynamik für nicht (nach-) erzählbar.

Es haben sich zwei Zentren der Fußballliteratur dieser Zeit herausgeschält: München und Prag. Die München zuzurechnenden Autoren Ringelnatz, Horváth und Valentin neigen zur Groteske und zu maßloser Übertreibung. Daraus kann man den Einfluss der Kabarettszene Münchens und der „Nonsense-Dichtung“ lesen.

Hinsichtlich des zweiten Zentrums, Prags, bleibt zu sagen, dass sich die komplizierte, politische Situation in der Literatur und dem Blick der Autoren auf die Sprache niedergeschlagen haben. Das Geschehen am Fußballplatz wird von den Pragern stets als Aufmarschgebiet nationaler und konfessioneller Sekten und ihrer Jünger gezeichnet.

Der Fußball hat also schon vor nahezu 100 Jahren mannigfache Spuren in der Literaturlandschaft hinterlassen. Anhand der Entwicklung des Motivs „Fußball“ über die Jahre lässt sich nachzeichnen, wie der Sport von der ihn zu Beginn praktizierenden Elite in die Mitte der Gesellschaft wandert. Er wird nicht mehr als Bedrohung der geschätzten Ordnung wahrgenommen, sondern ist zu einem Ordnung und Sinn stiftenden Element des Alltags geworden. Als ihn schließlich die Politik gänzlich vereinnahmt, trennen sich die Wege von Fußball und Literatur für lange Zeit.

Primärliteratur:

Brecht, Bertolt: Im Dickicht der Städte. Berlin: Propyläen 1927.

Brecht, Bertolt: Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

Fleißer, Marieluise: Sportgeist und Zeitkunst. In: Gesammelte Werke. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 317 – 320.

Galeano, Eduardo: Der Ball ist rund. Zürich: Unionsverlag 2000.

Horváth, Ödön von: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Traugott Krischke. Bd. 11: Sportmärchen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988.

Jahn, Friedrich Ludwig: Deutsche Turnkunst. Berlin: Selbstverlag 1816.

Kisch, Egon Erwin: Gesammelte Werke. Bd. 10. Berlin/Weimar: Aufbau 1985.

Kues, Nikolaus von (Cusanus): Gespräch über das Globusspiel. Dialogus de ludo globi. Hamburg: Meiner 2000.

Moritz, Rainer: Vorne fallen die Tore. München: Kunstmann 2002.

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978.

Planck, Karl: Fußlümmelei. (Nachdr. d. Ausg.) Münster: Lit 1982.

Polgar, Alfred: Abschied von Sindelar. In: Pariser Tageszeitung, 25. 1. 1939, S. 3.

Ringelnatz, Joachim: Joachim Ringelnatzens Turngedichte. Berlin: Meyer 1920.

Ringelnatz, Joachim. Turngedichte. München: Wolff 1923.

Schwarz, Karl (Hrsg.): Dichter deuten den Sport. Bd. 1: Deutsche Dichter. Schorndorf: Hofmann 1967.

Schwarz, Karl (Hrsg.): Dichter deuten den Sport. Bd. 2: Ausländische Dichter. Schorndorf: Hofmann 1967.

Shakespeare, William: Komödie der Irrungen. (2. Aufzug, 2. Szene). In: W. S.: Sämtliche Dramen, Band I. Darmstadt: Dt. Bücherbund 1967.

Torberg, Friedrich: Auf den Tod eines Fußballspielers. In: F.T.: Lebenslied. Wien/Berlin: Medusa 1983, S. 47f.

Valentin, Karl: Sämtliche Werke. Bd.1: Monologe und Soloszenen. München: Piper 1992.

Vischer, Melchior: Fußballspieler und Indianer. Chaplin. Hrsg. v. Sigrid Hauff. München: Edition Text + Kritik 1984.

Sekundärliteratur:

Axmann, David (Hrsg.): Und Lächeln ist ein Erbteil meines Stammes. Erinnerung an Friedrich Torberg. Himberg bei Wien: Atelier 1988.

Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000.

Bausenwein, Christoph: Geheimnis Fußball. Auf den Spuren eines Phänomens. Göttingen: Werkstatt 1995.

Bausenwein, Christoph: Vergnügen für die Gentlemen. In: Sarkowicz, Hans (Hrsg.): Schneller – Höher – Weiter. Eine Geschichte des Sports. Frankfurt a. M./Leipzig: Suhrkamp 1996, S. 204 – 217.

Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Berlin: Gebr. Mann 1991.

Brändle, Fabian /Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs. Zürich: Orell Füssli 2002.

Braun, Günther: Annäherungen an die Fußballsprache. In: Muttersprache #108. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache. Wiesbaden 1998, S. 134 – 145.

Caysa, Volker (Hrsg.): Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung. Leipzig: Reclam 1996.

Caysa, Volker (Hrsg.): Sportphilosophie. Leipzig: Reclam 1997.

Dunning, Eric: The Sociology of Sport. London: Cass 1976.

Eisenberg, Christiane: „English Sports‘ und Deutsche Bürger. Paderborn: Schöningh 1999.

Fischer, Nanda: Sport und Literatur. Dvs- Protokolle Nr. 23, 1986.

Frenz, Achim u.a. (Hrsg.): Satanische Fersen. Kassel: Agon 1994.

Fritz, Axel: Ödön von Horváth als Kritiker seiner Zeit. München: List 1973.

Grupe, Ommo: Sport als Kultur. Zürich – Osnabrück: Edition Interfrom 1987.

Hartmann, Hans-Peter: Alpenzu er schritt. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie. St. Ingbert: Röhrig 1997, S. 209 – 229.

Heinrich, Arthur: Der Deutsche Fußballbund: eine politische Geschichte. Köln: PapyRossa 2000.

Hempfer, Pfeiffer (Hrsg.): Spielwelten. Performanz und Inszenierung in der Renaissance. Stuttgart: Steiner 2002.

Hitzler, Roland: Ist Sport Kultur? In: ZfS. Jg. 20., 1991, S. 479 – 487.

Horak, Roman/Reiter, Wolfgang (Hrsg.): Die Kanten des runden Leders. Wien: Promedia 1991.

Horak, Roman: Die Praxis der Cultural Studies. Wien: Löcker 2002

Horak, Roman: Kaffeehaus und Vorstadt, Feuilleton und Massenvergnügen. In: Fanizadeh, Michael u.a. (Hrsg.): Global Players. Kultur, Politik und Ökonomie des Fußballs. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2002, S. 57 – 72.

Jäger, Christian: Von F zu V – und wieder zurück. In: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik, Bd. 3. St. Ingbert 1997, S. 139 – 171.

Jäger, Christian: Der Anbiedermann als Brandstifter. In: Delabar, Walter u.a. (Hrsg.): Spielräume des einzelnen. Berlin: Weidler 1999, S. 169 – 184.

Krauss, Hannes: Fuß und Kopf. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 4f.

Krauss, Hannes: Fußball und/oder Kultur. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 86 – 89.

Langisch, Karl: Geschichte des Fußballsports in Österreich. Wien: Limpert 1964.

Leis, Mario: Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2000.

Lenz, Siegfried: Literaturblatt des Tagesspiegel, 26. 01. 1964.

Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988.

Moritz, Rainer: Das unfähige Leder. In: Der Deutschunterricht, 2/1998, S. 6 – 11.

Natan, Alex (Hrsg.): Sport-kritisch. Bern/Stuttgart: Hallwag 1972.

Pape, Walter: Joachim Ringelnatz – Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York: De Gruyter 1974.

Pöppl, Michael: Das Runde im Eckigen. Berlin: GRIN 1999.

Reich-Ranicki, Marcel: Literarisches Leben in Deutschland. München: Piper 1965.

Reng, Ronald: Der Traumhüter. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2002.

Riha, Karl: Fußball-Poesie. In: Herzog, Markwart (Hrsg.): Fußball als Kulturphänomen. Stuttgart: Kohlhammer 2002, S. 123 – 137.

Schmidt-Dengler, Wendelin: Hamlet oder Happel. Eine Passion. Wien: Klever 2012.

Schmidt-Möbus, Friederike u.a. (Hrsg.): Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt. Göttingen: Wallstein 2000.

Schmiedt, Helmut: Peter Handke, Franz Beckenbauer, John Lennon und andere Künstler. In: text + kritik 24, 1978.

Schümer, Dirk: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Frankfurt a. M.: Surhkamp 1998.

Schulze-Marmeling, Dietrich: Der Siegeszug eines „undeutschen" Sports. In: ak – analyse & kritik #435. Hamburg 2000.

Tismar, Jens. Kunstmärchen. Stuttgart: Metzler 1983.

Wegener, Herbert: Der Intellektuelle und sein Affekt gegen den Sport. In: Die Leibeserziehung. Heft 9, 1959, S. 273ff.

Will, Michael: Standardsituationen: Fußball in der Literatur. In: Weigand, Hans-Georg (Hrsg.): Fußball – eine Wissenschaft für sich. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 21 – 46.

Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart: Kröner 1989.

Anhang:

Abstract

Diese Diplomarbeit befasst sich mit dem „Fußball in der deutschsprachigen Literatur bis zur Zwischenkriegszeit“. Wo kommt er vor? Wie kommt er vor? Welche Funktion übernimmt er im Text? Auf welche Hindernisse kann er treffen?

Eine korrekte Einordnung scheint nur möglich zu sein, wenn man den Werdegang und den gesellschaftlichen Stellenwert des damals noch relativ jungen Sports berücksichtigt. Dazu darf man das komplizierte Verhältnis von Körper und Geist, Sport und Literatur nicht vergessen. Dennoch scheint der Fußball „literaturfähig“ zu sein, entgegen allen widersprüchlichen Aussagen.

Anhand der einzelnen Textbeispiele wird gezeigt, wie die Autoren den Sport in ihre Werke eingearbeitet haben. Manchmal lassen konkrete historische oder biografische Hintergründe Aufschlüsse über die Inspirationsquellen des Verfassers zu.

Dem Fußball werden in diesen Texten die unterschiedlichsten Rollen zugewiesen: Er ist das zu bekämpfende Fremde, das bewunderte Moderne, die belächelte Marotte, Sinnstifter oder ein Betäubungsmittel zur Alltagsflucht.

Einzelne Motive, wie die abwertende Verwendung des „Tretens“ oder die Körper-Geist-Problematik, können in mehreren Texten ausgemacht werden. Dazu stellten sich München und Prag als die damaligen Zentren der deutschsprachigen Fußballliteratur heraus.

Eidesstattliche Erklärung:

Ich versichere:

- dass ich die Diplomarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.
- dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland (einer Beurteilerin/ einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.
- dass diese Arbeit mit der vom Begutachter beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Datum

Unterschrift

Lebenslauf

Hannes Gaisberger

Persönliche Daten

Geburtsdatum:	05.11.1977
Geburtsort:	Braunau am Inn

Ausbildung, Zivildienst

Studium:	seit 1998 Dt. Philologie / Philosophie
Zivildienst:	1997 - 1998 Lebenshilfe Braunau
BHAK:	1992 - 1997 BHAK Braunau
HS:	1988 - 1992 HS Neukirchen/Enknach
VS:	1984 - 1988 VS Handenberg

Beruf

seit 2004 freier Journalist mit den Schwerpunkten Sport und Kultur

seit 2005 Medienbeobachter bei United Synergies